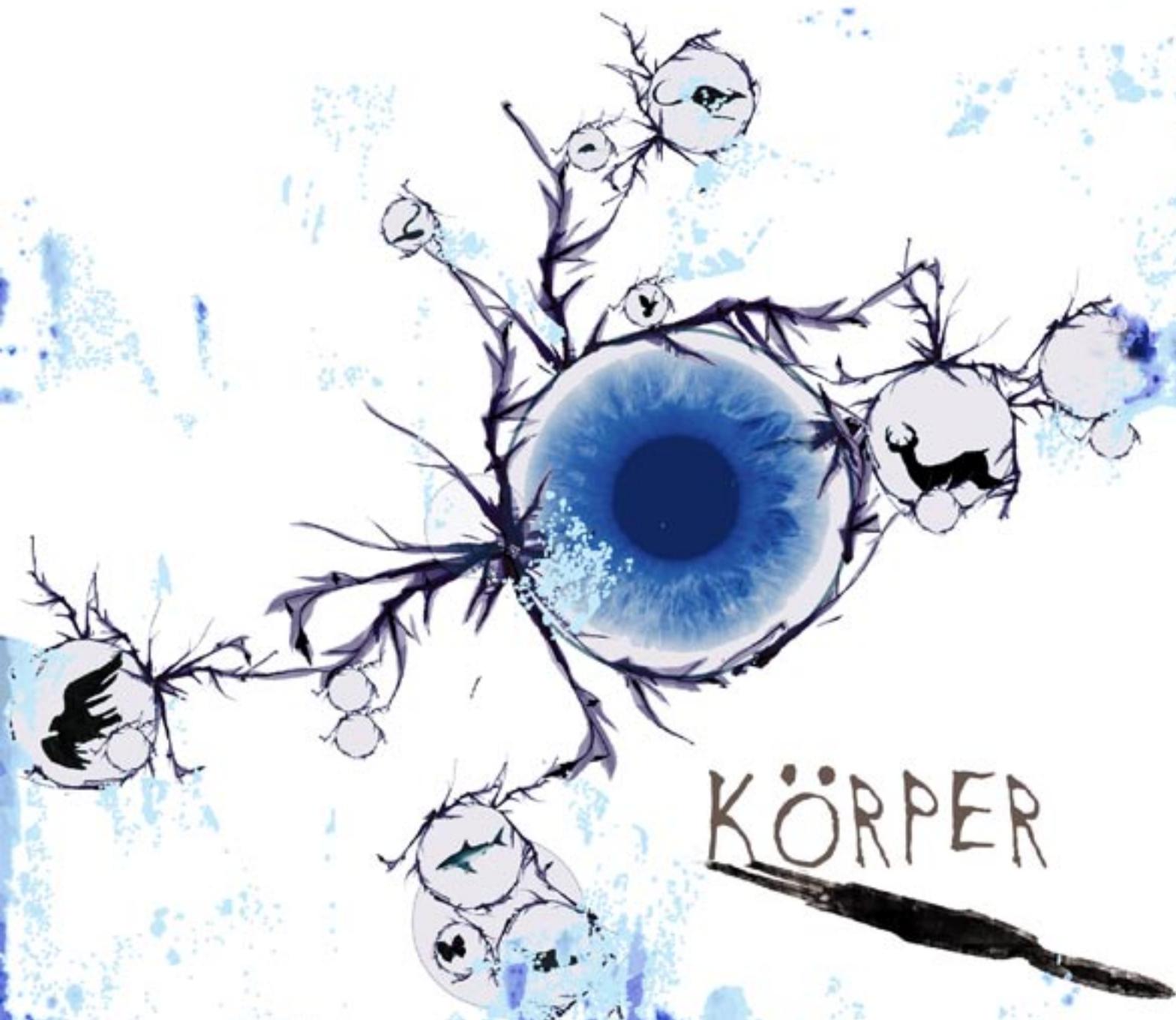
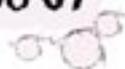


SOZUSAGEN

BIELEFELDER STUDIERENDENMAGAZIN
DER FAKULTÄT FÜR SOZIOLOGIE

AUSGABE WS06 07



Liebe Leserinnen und Leser,

mit der nunmehr zweiten Ausgabe der „sozusagen“, die ihr gerade in euren Händen haltet, hoffen wir einen weiteren Schritt auf dem Weg der Etablierung unseres Studierendenmagazins hier an der Fakultät für Soziologie getan zu haben.

Der Aufbau dieser Ausgabe ist im weitesten mit dem der letzten Ausgabe identisch. Wir widmen uns schwerpunktmäßig dem Thema „Körper“, zu dem Ihr im Innenteil drei studentische Essays findet.

Außerdem stellen wir die wissenschaftliche Einheit (WE) „Wissenschaft und Technik“ und damit verbunden das „Institut für Wissenschafts- und Technikforschung“ (IWT) sowie die verschiedenen Studiengänge in dieser wissenschaftlichen Einheit vor.

Des Weiteren möchten wir an dieser Stelle unsere Erstsemestler herzlich willkommen heißen! Damit Ihr euch an der Uni und vor allem an der Fakultät besser zurechtfindet, haben wir in dieser Ausgabe eine kleine Orientierungshilfe für euch auf der „Erstseite“ zusammengestellt.

Natürlich finden sich auch die Rubriken für News und Termine aus der Fakultät wieder. Aus aktuellem Anlass werden wir dort auch etwas näher auf das Hochschulfreiheitsgesetz eingehen. In dieser Ausgabe stellt Sofie Hansen ihr Dissertationsprojekt vor, in welchem sie den Paradigmenwechsel von Diffusion zu Differenzierung am Beispiel des Marketings beleuchtet und sich dabei an Luhmann orientiert. Um den Blick auch über Bielefeld hinaus zu richten, konnten wir Professor Abdulkader Irabi dafür gewinnen, uns über die Soziologie und ihre Eigenheiten in Arabien zu berichten.

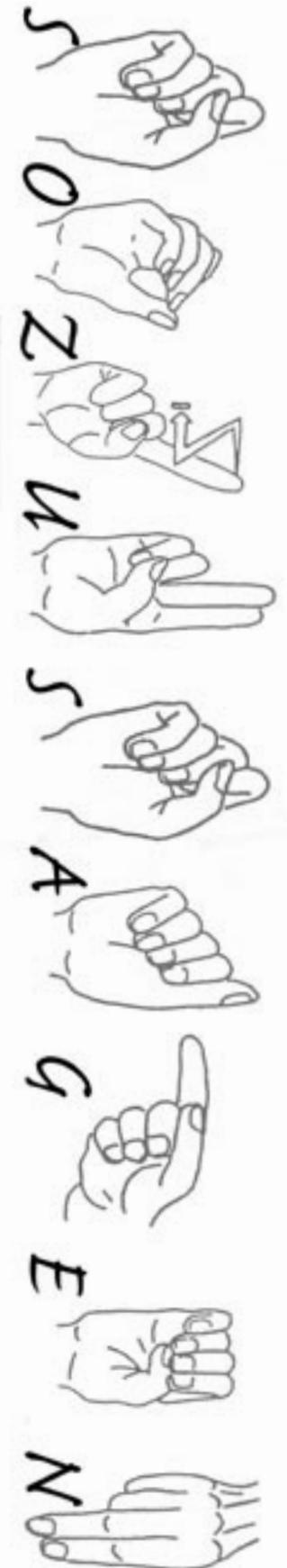
Die Hauptrolle im Mittelteil dieses Heftes kommt wieder unserem herausnehmbaren Posterteil zu. Dieses Mal wurde einmal ein „Lehrgang“ zum Tango Tanzen und ein von uns mithilfe des Fingeralphabets kreierter Spruch abgebildet.

Den humoristischen Schlusspunkt setzt in dieser Ausgabe der Luhmann-Gastprofessor John W. Meyer, der uns in unserem Autopoesiealbum in wissenschaftlicher Unkorrektheit Frage und Antwort stand.

Um unsere Zeitschrift weiterhin so lebendig gestalten zu können, sind wir auch auf eure Hilfe angewiesen. Wir sind leider weit davon entfernt uns vor Zusendungen von Essays retten zu können und möchten daher an dieser Stelle an eure Arbeitswut appellieren und euch ermutigen einen Essay oder einen Beitrag in anderer Form für die „sozusagen“ zu schreiben. Gerne würden wir auch neue Mitglieder in der Redaktion begrüßen und möchten Euch einladen bei einem der Treffen vorbei zu schauen (Termine werden auf der Homepage und in Aushängen bekannt gegeben).

In diesem Sinne
Viel Spaß beim Lesen!!!

Eure sozusagen-Redaktion





Nico Ackermeier fotografiert neben seiner Tätigkeit als Mediengestalter seit 6 Jahren hauptsächlich Menschen. Aber auch andere Sujets, wie z.B. die deutsche Hot Rod & Rockabilly Szene, Konzertfotografie, Reportagen und das tägliche Umfeld, finden sich in seinem Repertoire wieder. So auch die Fotoserie „Unter Tage“, die 2005 in einem Schaubergwerk entstanden ist.

Weitere Fotos unter:
www.honeymilk.de



Was ist was?

Bist du gerade dabei deinen Stundenplan zu erstellen und blickst bei den vielen Bezeichnungen überhaupt nicht mehr durch?

Um euch einen groben Überblick zu verschaffen: hier ein paar Definitionen der einzelnen Veranstaltungsarten!

Vorlesungen (V)

Vorlesungen sind Veranstaltungen im größeren Rahmen mit bis zu 100 oder mehr TeilnehmerInnen und Teilnehmern. Hier wird über ein bestimmtes Thema regelmäßig ein Vortrag gehalten. In der Regel gibt es keine Referate, manchmal findet am Ende einer Vorlesung eine Diskussion statt. Meist werden rechtzeitig Literaturhinweise gegeben, damit die Studierenden das Vorlesungsthema vor- und nachbereiten können.

Seminare (S)

In Seminaren werden meist Texte verschiedener Autoren und Theorierichtungen behandelt. Hier ist die Teilnehmerzahl wesentlich geringer als in den Vorlesungen (im Durchschnitt 40, mal mehr, mal weniger!). Als gut vorbereitete/r Studierende/r solltest du die angegebene Literatur immer gelesen haben, denn nur so kannst du im Seminar mithalten. Eine sehr häufig angewandte Arbeitsform ist das Halten von Referaten.

Übungen (Ü)

Dies sind Kurse, die meist begleitend zu einem Seminar/einer Vorlesung angeboten werden und den Stoff noch einmal vertiefen und spezielle Fragen klären. Es gibt aber auch eigenständige Übungen, die einführerweise verschiedene Themen aufgreifen.

Tutorien (T)

Tutorien werden begleitend zu einer Vorlesung angeboten. Im Unterschied zu Übungen werden Tutorien von Studenten/innen angeboten. Hier bietet sich die Möglichkeit in einer etwas anderen Atmosphäre wissenschaftliches Arbeiten zu lernen.

Das kleine A-Z der SoziologenInnen

Sicherlich habt ihr Unmengen an Fragen, die ihr auf Anhieb nicht zu beantworten wisst. Daher haben wir hier für euch ein kleines „A-Z“ mit einigen wichtigen Infoquellen für euer Studium zusammengestellt.

AStA: Steht für Allgemeiner Studierendenausschuss. Der AStA ist das gesetzlich legitimierte Organ der studentischen Selbstverwaltung; er hat gesetzlich verbrieft Rechte und Pflichten, denen er u.a. auch deshalb nachkommen kann, weil jede/r einzelne Student/ in einige Euros über den Semesterbeitrag dem AStA für unsere Interessensvertretung zur Verfügung stellt.

BAFöG: Zuständig für die Beratung ist das Studentenwerk. Voraussetzung für die Antragstellung ist die Immatrikulation. Genauere Infos findet ihr auf www.studentenwerk-bielefeld.de

Campus Radio HERTZ 87,9: Wie der Name schon sagt, ist dieser Radiosender ein Campus Radio und von Bielefelder Studis für alle Studis gemacht! Lohnt sich mal reinzuhören.

DGS: Die DGS ist die Vereinigung wissenschaftlich ausgewiesener Soziologinnen und Soziologen Deutschlands. Wenn ihr euch weiter informieren wollt, schaut auf www.sociologie.de rein.

eKVV: Elektronischen kommentierten Vorlesungsverzeichnis (eKVV) könnt ihr euch euren Stundenplan zusammenbasteln. Hier findet ihr das gesamte Veranstaltungsverzeichnis der Uni Bielefeld: www.uni-bielefeld.de/ekvv.

Fachschaft: Die Fachschaft ist ein idealer Treffpunkt für alle am Fakultätsleben interessierten Studis. Hier

könnt ihr euch über die Fakultät austauschen, Probleme besprechen und Themen ansprechen, die in den Seminaren zu kurz kommen. Mitglieder der Fachschaft sitzen auch in den fakultätsinternen Gremien (siehe unten). Nähere Infos findet ihr auf der Fachschaftsseite: www.soziologiefs.uni-bielefeld.de.

Gremien:
Innerhalb der Fakultät gibt es unterschiedliche Gremien, die in verschiedenen Aufgabenbereichen tätig sind. Sie heißen etwa Strukturkommission (Struko), Lehrkommission (Leko) oder Fakultätskonferenz (Fako).

HRRZ:
Das Hochschulrechenzentrum befindet sich auf V0 und bietet sämtliche Dienstleistungen zum Thema Computer und Internet an.

Jobbörse:
Die Jobbörse findet ihr in der Unihalle in der Nähe des Westends. Hier werdet ihr bestimmt fündig, wenn ihr auf der Suche nach einem Job seid.

KVV:
Ist die Abkürzung für das kommentierte Vorlesungsverzeichnis. Neben dem eKVV wird das KVV Anfang jeden Semesters in allen Fakultäten herausgegeben. In diesem Verzeichnis werden die einzelnen Veranstaltungen, die im Semester angeboten werden sollen, genauer vorgestellt. Es lohnt sich also ein solches KVV zu besorgen!

Leko:
Die Lehrkommission (Leko) ist eines der Gremien an dieser Fakultät. Sie entscheidet über das Angebot und den Zeitplan der Lehrveranstaltungen.

Mensa:
In der Mensa bekommt ihr täglich frisches und vor allem warmes Essen! Die Preise halten sich in Grenzen. Wenn ihr wissen wollt, was es morgen zu essen gibt, dann schaut vorbei auf

www.studentenwerk-bielefeld.de.

NC:
Der Numerus Clausus, der Schrecken für jeden Studienanfänger. Er wird angewandt, um die Bewerbungsflut für die einzelnen Studienfächer zu regulieren.

Oberstufenkolleg:
Das orangefarbene Gebäude neben der Uni ist Versuchsschule und wissenschaftliche

Einrichtung, ein Ort des Lernens und Lehrens und zugleich der Entwicklung und Erprobung. Weitere Infos dazu auf www.uni-bielefeld.de/OSK.

Prüfungsamt:
Das Prüfungsamt befindet sich auf U3. Hier könnt ihr eurer Ansprechpartnerin, Frau Beiderwieden, Fragen rund um die Prüfungsordnung, zu euren Leistungsnachweisen und zum Studienverlauf stellen.

Rad(t)schlag:
Willst du kostengünstig dein Fahrrad reparieren, dann schau bei Rad(t)schlag vorbei. Die Selbsthilfwerkstatt befindet sich im Gebäude des Oberstufenkollegs.

Studienberatung:
Wenn ihr Fragen zu eurem Studium habt, scheut euch nicht vorbeizuschauen. Wir sind in fast täglich für euch da. Die Beratungszeiten hängen auf L3-126 aus.

Unifit:
Wollt ihr euch fit halten, dann meldet euch im Unifit an. Die Anmeldezeiten beginnen immer zum Wintersemester.

Zeitschrift für Soziologie:
Die „ZfS“ ist eine Zeitschrift für das gesamte Fach, in der Beiträge aus allen Bereichen der Soziologie veröffentlicht werden. Auf www.uni-bielefeld.de/soz/zfs kannst du dich gut informieren.

Bielefelder Studierende auf dem Soziologiekongress in Kassel

In der Zeit vom 09.-13. Oktober 2006 fand der 33. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel statt. Zu diesem Anlass organisierte die Studiengruppe „Soziologischer-Theorie-Treff-Bielefeld“ eine Ad-hoc Gruppe, die sich mit fachspezifischen und den daraus resultierenden praktischen Problemen des Studienalltags auseinandersetzte. Damit wurde eine Thematik an eine breitere Fachöffentlichkeit getragen, die an Diskussionen innerhalb des Theoretietreffs anschloss.

Herauskristallisiert hatten sich hier folgende Problemlagen: Schwierigkeiten der Orientierung bezüglich der immer unüberschaubarer werdenden theoretischen Landschaft der Soziologie; eine grundlegende „methodologische Verwirrung“ angesichts fortdauernder Grundsatzdiskussionen innerhalb der Disziplin, was ihren Gegenstand und ihre Aufgabe betrifft; und schließlich die daraus folgenden Probleme der didaktischen Umsetzung und der ausufernden akademischen Differenzierung des Faches in Bindestrich-Soziologien.

Um im Rahmen der Ad-hoc Gruppe eine Diskussion unter den Teilnehmern zu initiieren, wurde zunächst ein Film mit Kurzinterviews Bielefelder Studierenden gezeigt, der persönliche Perspektiven auf das Fach aufzeigen sollte. Darüber hinaus wurde in zwei Vorträgen zum Einen auf die methodologischen „Altlasten“ hingewiesen, mit denen schon StudienanfängerInnen konfrontiert werden. Zum Anderen wurden auf der Basis einer empirischen Erhebung unter DozentInnen innerakademische Strukturen, die fast schon eine systematische Verwirrung von Studierenden herauszufordern scheinen, thematisiert.

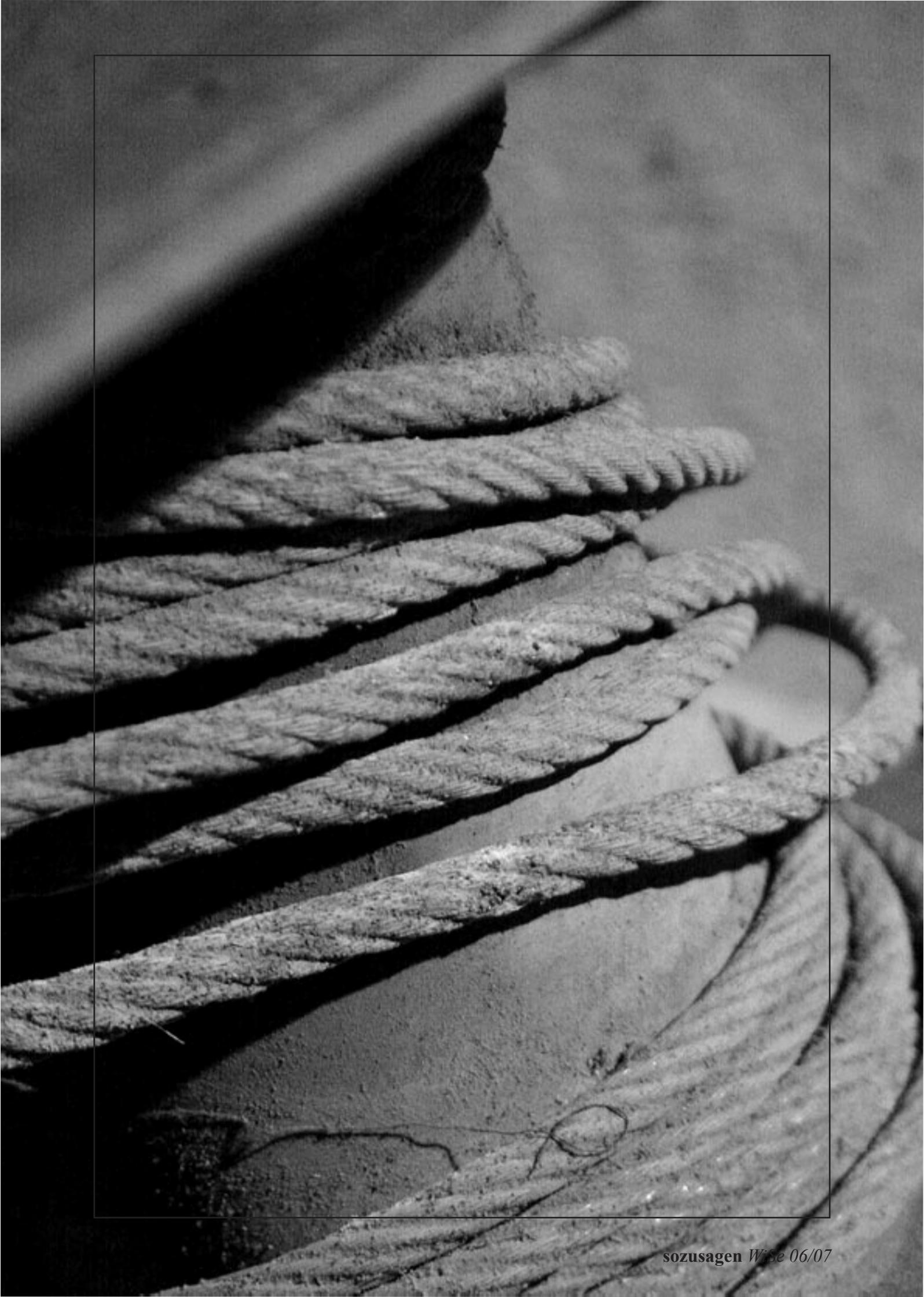
Wie ist es beispielsweise, abgesehen von wissenschaftspolitischen Argumenten, sachlich zu rechtfertigen, dass man mittlerweile allein im deutschsprachigen akademischen Raum ca. 61 Bindestrich-Soziologien verschiedenster paradigmatischer Provenienz zählen kann? Was bedeutet das für die vermeintliche Einheit des Faches? Gibt es überhaupt noch Einigkeit über einen gemeinsamen Gegenstand? Und was bedeutet

das für Studierende, die sich in solche, für sie zunächst undurchsichtige Strukturen, hineingeworfen sehen?

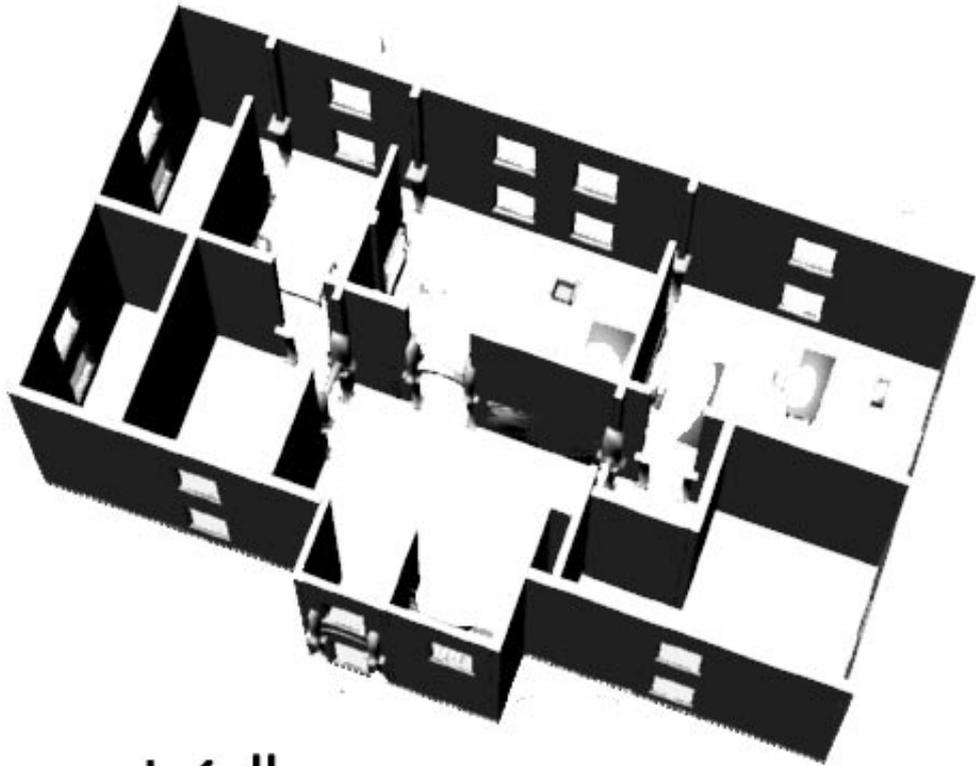
Im Vordergrund der innerhalb der Ad-hoc Gruppe angeregten Diskussion stand explizit das Anliegen, die praktischen Probleme, denen Studierende im Studienalltag gegenüberstehen, zu thematisieren und zu hinterfragen, inwieweit solche Probleme durch die verworrenen Strukturen des Faches provoziert werden. Dabei ging es allerdings nicht darum herauszustellen, wie es ein anwesender Dozent formulierte, Studierende wollten „an die Hand genommen werden“ oder Einheitsbrei statt Wahlmöglichkeit, sondern um den Anstoß einer allgemeinen Reflexion über das Fach auf mehreren Ebenen.

Die Schwierigkeit der aufgeworfenen Fragenkomplexe ließ von Beginn an keine eindeutigen Antworten innerhalb des begrenzten Rahmes der Ad-hoc Gruppe erwarten. Das rege Interesse von Studierenden und DozentInnen an der Veranstaltung bestätigte aus Sicht der Initiatoren allerdings die Annahme, dass innerhalb der Studierendenschaft ebenso wie unter den Lehrenden durchaus Bedarf an einer Klärung solcher Fragen besteht. Um auch künftig einen Raum zur Diskussion zu bieten, trifft sich die Studiengruppe wöchentlich. Bei Interesse oder weiteren Fragen meldet euch unter der e-mail-Adresse: sttb@soziologen.org

Markus Römer, Jonathan Serbser



tite:



KÖRPER
WELTEN

HQH

„What is it that is so special about bodies?“ (Dautenhahn 1999: 1) – Von Verkörperung und tierähnlichen Robotern in feministischer Theorie und künstlicher Intelligenz¹

Maren Krähling

1. Einleitung

Die Kritik an Entkörperung ist in feministischen Theorien ein immer wiederkehrendes Thema. Auch in Zeiten des Cyberfeminismus, der die Überwindung von Körperlichkeit bzw. Körpergrenzen in der virtuellen Welt feiert, werden dennoch, insbesondere in feministischen Erkenntnistheorien und feministischen Science and Technology Studies, Theorien und Praktiken kritisiert, die Verkörperung und Situiertheit nicht thematisieren. Deutlich wird dies wohl zum einen an nahezu zu Klassikern gewordenen Monographien und Konzepten wie „Bodies that matter“ von Judith Butler oder am Konzept des situierten Wissens von Donna J. Haraway. Aber auch in der Themenauswahl der feministischen Science Studies, die sich häufig mit biomedizinischen Fragestellungen befassen, wird dies anschaulich (vgl. Wajcman 2004).

In der allgemeinen Soziologie werden ebenfalls theoretische Konzepte wie *Embodiment* bedeutender, wie sich z.B. an der seit 1999 existierenden Zeitschrift „Body & Society“ zeigt. Meist steht dabei eine Betonung von Verkörperung im Vordergrund, die den Körper nicht als a-historisch begreift, sondern die aktive Rolle von Materialitäten in der Konstruktion von Gesellschaft beachtet (vgl. Akrich/Berg 2004). Interessanterweise findet sich in genau dieser Zeitschrift, die im angloamerikanischen sozialwissenschaftlichen Diskurs als eines der wichtigsten Veröffentlichungsorgane im

Themenfeld Embodiment und Körperpolitiken gilt, kein Artikel, der sich mit einem nicht-menschlichen Körper befasst. Ziel der Zeitschrift scheint es zu sein, die soziologische Relevanz von Körpern zu verdeutlichen – allerdings anscheinend lediglich von menschlichen. Gerade in Zeiten, in denen durch neue Technologien materiell Körper- und Speziesgrenzen überschritten werden, befindet sich meines Ermessens hier eine signifikante Lücke in der Betrachtung von Gesellschaft. Menschliche Körper stehen mit tierlichen und dinglichen Körpern in ständiger Interaktion und sollten soziologisch nicht nur als ‚Vorstufe‘ des Menschen analysiert werden. Dies ist beispielsweise üblich in ethischen Diskussionen um die Risiken von Gentechnologien, wenn darauf verwiesen wird, dass bestimmte Techniken, wie z.B. das Klonen, auch an Tieren verboten werden sollten, da ansonsten die Gefahr der Ausweitung dieser Technik auf Menschen drohe.

Donna Haraway, amerikanische Biologin und feministische Wissenschaftsphilosophin, scheint eine der wenigen TheoretikerInnen zu sein, die durch ihr gesamtes Werk hindurch die Frage nach der Rolle von Tieren in und für menschliche Gesellschaften gestellt hat. Zwar wurde dieser Aspekt z.B. in der Rezeption ihrer Cyborgfigur meist vernachlässigt, jedoch finden sich schon früh Möglichkeiten einer Rezeption des Animalischen in ihrem Werk wieder, z.B. in der metaphorischen Figur des Trickster und des Koyoten (vgl. Haraway 1995a). Ihre Hinwendung zu Hunden im „Companion Species Manifesto“ will sie in erster Linie als Hinwendung zu den realen Tieren verstanden wissen.

2. What is the right kind of pooper-scooper² for a robodog?³ – Verkörperte Tierlichkeit in der Technoscience

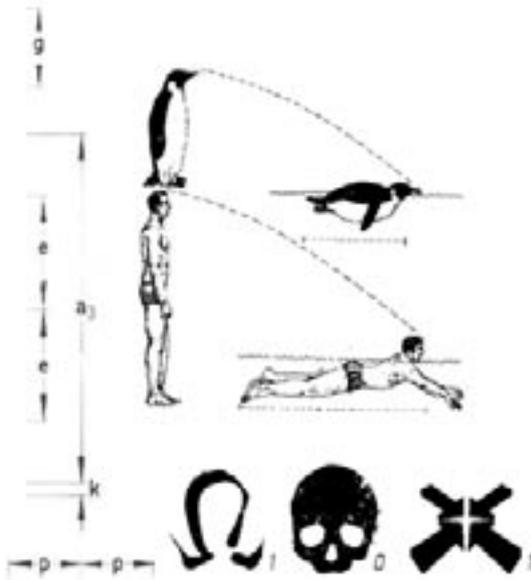
Analog dazu kann man sich auf die Suche nach den Tieren in den Technowissenschaften begeben. Der Begriff der Technowissenschaften wurde innerhalb der Science Studies maßgeblich von Bruno Latour und Donna Haraway geprägt

und weist auf die Verflechtungen zwischen Wissenschaft, Technik und Gesellschaft hin, die insbesondere in den neuen Technologien, wie der Robotik, Informationstechnologie, Gentechnologie usw. deutlich werden (vgl. Haraway 1997: 3; Latour 1987: 174). Wesentlich ist die Betonung der materiellen Seite dieser Prozesse, an der nicht nur menschliche Diskurse, sondern ebenfalls materielle AkteurInnen teilhaben. Dabei werden einerseits die Technowissenschaften selbst als solche bezeichnet, als auch deren wissenschaftssoziologische Betrachtung, die sich visionär, deskriptiv-analytisch oder dekonstruktivistisch an diese annähern kann (vgl. Definition „Technoscience“ der ts-freiburg-Forschungsgruppe bei Wikipedia). Tiere erscheinen in der Technoscience ebenfalls auf mehreren Ebenen, zum einen als reale Verkörperung und Akteure in den Technowissenschaften selbst, zum anderen in den diese reflektierenden und begleitenden Theorien, Bildern und Visionen (vgl. Bryld/Lykke 2000; Haraway 1995a). Tierlichkeit ist also auf der einen Seite in der Ontologie der Technowissenschaften verankert, andererseits findet sie sich in der Epistemologie wieder. Auf der Suche nach den Körpern der Tiere scheint die ontologische Ebene der realen, materiellen Tiere relevanter zu sein, jedoch ist auch offensichtlich, dass sich die Ebenen nur scheinbar trennen lassen und in vielfältiger Weise miteinander verknüpft sind. In den Technowissenschaften selbst stehen tierliche Körper häufig im Zentrum der Aufmerksamkeit, z.B. in der gentechnischen Veränderung von Mäusen, Schafen, Kühen, usw. Selten wird dies jedoch explizit thematisiert – weder von z.B. den Gentechnologien selbst, noch von deren kritischer Reflexion. Meine Aufmerksamkeit möchte ich allerdings auf eine andere, meist übersehene Materialisierung von Tierlichkeit in den Technowissenschaften legen. Tierähnliche Roboter, wie z.B. der Roboterhund Aibo von Sony, stellen jenseits von organischen Körpern die Frage nach Tierkörperlichkeit. Die künstlichen Gegenstücke zu Dolly und Onkomaus fristen ein relativ unbeachtetes Dasein, trotzdem sie gesellschaftliche und wissenschaftliche

Vorstellungen und Seinsweisen von Tieren und Natur spiegeln und rekonfigurieren, indem sie als Modelle für genau diese gelten und konstruiert werden. Gleichzeitig gelten ‚reale‘ Tiere ebenfalls als Modelle für den Bau von Robotern und verkörperter künstlicher Intelligenz, deutlich wird hier die Wechselwirkung, aber auch die Gefahr eines naturalisierenden Zirkelschlusses. Die ersten tierähnlichen Roboter wurden Ende der 1980er von Rodney Brooks am Massachusetts Institute for Technology gebaut und sollten Insekten ähneln (vgl. Brooks 2002). *Genghis* und *Attila* konnten sich robust in verschiedenen Umgebungen fortbewegen – eine Neuigkeit in der Robotik. Ihnen folgten zahlreiche andere tierähnliche Roboter, die verschiedenen Funktionen erfüllen sollen. Anwendungsbereiche sind zum Beispiel die Erweiterung biologischen Wissens durch Modellierung von Tierverhalten oder die Anpassung von Robotern an möglichst lebensrechte Umgebungen – nicht zuletzt für die Raumfahrt oder das Militär. Das Paarungsverhalten von Insekten soll erforscht werden oder Roboter gebaut werden, die nach einem Stoß von selbst wieder aufstehen können. Das zeigt, dass selten versucht wird, ein Tier in seinem gesamten Sein nachzubilden, sondern einzelne Charakteristika, die Tieren zugeschrieben werden, zu imitieren. Dies kann dann auch zum Beispiel die Fähigkeit sein, sich auf verschiedenen Bodenbeschaffenheiten zurechtzufinden oder der Anspruch der sozialen Robotik, mit Menschen zu interagieren. Ein dafür berühmtes Beispiel ist *Aibo*, ein Entertainment-Robodog von Sony, der zwischen 1999 und 2006 in hoher Auflage für ein breites Publikum hergestellt wurde und, nach Aussage von Sony, zum besten Freund des ihn besitzenden Menschen werden soll. Auch *Paro*, ein seehundeähnlicher Roboter wird für soziale Funktionen konstruiert – er soll die Einsamkeit in japanischen Pflegeheimen verringern. Mit *Lucy*, einer Mischung aus menschlichem Kind und Orang-Utan, wird zudem anschaulich, wie sehr tierähnliche Roboter in einer evolutionären Linie als einerseits Vorgänger, andererseits Nachfolger des Menschen gedacht

Ted:

werden (zu Lucy vgl Grand2004).⁴ Deutlich ist, dass die verschiedenen Funktionen der tierähnlichen Roboter ähnlich ambivalent sind wie die Verbindungen organischer Tiere mit menschlichen Gesellschaften.



3. “What’s that Thing Called Embodiment?” (Ziemke 2003) – Das Konzept des Embodiment in der Robotik

Das Auftauchen der Tiere in der Robotik kommt nicht von ungefähr, sondern spiegelt einen eingreifenden Paradigmenwechsel innerhalb der Künstlichen Intelligenz wider, zu deren zentralen Neuerungen ebenfalls Begriffe wie die der Verkörperung gehören. Der Begriff der Verkörperung genießt also nicht nur in den Sozialwissenschaften ansteigende Aufmerksamkeit, sondern ist eines der wesentlichen Merkmale der neueren Robotik: „Embodiment is nowadays by many reseachers considered a *conditio sine qua non* for any form of natural or artificial intelligence” (Ziemke 2003). Was jedoch meint Embodiment in der Künstlichen Intelligenz?

In der klassischen KI definiert man Intelligenz als Durchführung von Berechnungen, als interne symbolische Repräsentationen der äußeren

Welt, die nach einer expliziten Liste von Regeln und Instruktionen in Wissen umgesetzt und durchgeführt werden. Höhere Intelligenz könne demnach durch eine immer ausgefeiltere Programmierung konstruiert werden (vgl. für eine kritische Darstellung der Geschichte der künstlichen Intelligenz: Adams 1998). Irrelevant ist in diesem Verständnis von Intelligenz die sie verkörpernde spezifische Materialität. Ab Mitte der 1980er wurde der wissenschaftsphilosophischen Kritik (z.B. durch Dreyfus 1992) an diesem Konzept eine technisch basierte Argumentation an die Seite gestellt. Rodney Brooks argumentierte, dass zu diesem Zeitpunkt offensichtlich gewordene Probleme der KI, wie z.B. einfache Navigation, real-time-performance oder auch das Zurechtkommen in nicht streng vordefinierten Situationen außerhalb des Labors, durch Verkörperung und Situierung des Roboters zu lösen seien (vgl. Duffy 2000). Dahinter steht der Gedanke, dass sich Intelligenz durch Interaktion mit der Umwelt entwickelt – nicht zuletzt deshalb wurde der Begriff der Intelligenz ausgeweitet und der Fokus weniger auf höhere Intelligenz gelegt, auch wenn dies immer noch letztlisches Ziel der Robotik bleibt.

Die Figur des Tieres und tierlicher Intelligenz ist eines der entscheidenden Konzepte innerhalb situierter Robotik. RobotikerInnen in der Folge von Brooks wollen Evolution quasi nachstellen, d.h. von niedriger Intelligenz – wie dem Vermögen zu laufen – die Forschung weiterentwickeln zu höherer Intelligenz. Nach gelungener Konstruktion von insektenähnlichen Robotern wollte Brooks dann auch Mitte der 1990er Jahre mit *Cog*, einem Humanoiden, menschliche Intelligenz nachbilden. Biologische Konzepte und Ideen, wie die Evolutionstheorie oder die systemische Biologie, stellen also eine der wesentlichen Grundlagen für die neuere Robotik dar. Damit sind Wechselwirkungen in der Konstruktion von Natur, Leben, Natürlichkeit und Künstlichkeit zwischen Biologie und Robotik unumgänglich. Die Weise wie in der Robotik tierähnliche Roboter gebaut werden, nimmt demnach auch Einfluss auf menschliche Vorstellungen von Tierlichkeit an sich.

Indem zur Realisierung von verkörperter Intelligenz in erster Linie tierähnliche Maschinen gebaut werden, wird Körperlichkeit in erster Linie Tieren, und nicht Menschen, zugeschrieben. Die WissenschaftlerInnen wännen sich, im ‚Buch der Natur‘ zu lesen und sehen gerade diese Hinwendung zur Biologie als progressiv gegenüber der klassischen KI an. Dabei wird nur selten der eigentlich offensichtliche konstruktivistische Charakter dieses Naturverständnisses thematisiert. Auch wenn in den Augen der WissenschaftlerInnen die ‚Natur‘ selbst nun scheinbar zur Lehrmeisterin wird, ist auch diese Lehrmeisterin wiederum ein von der Wissenschaft definiertes Konzept – nur diesmal gilt sie als flexibel, dynamisch und intelligent (vgl. Weber 2003). Körper werden in diesem Konzept ebenfalls als dynamische Systeme begriffen. Was genau jedoch Verkörperung in der Robotik bedeutet, ist innerhalb der Disziplin umstritten. Meist wird diese nicht genau definiert, so dass ein zentraler Begriff bislang in der Schwebe geblieben ist. Nach Ziemke (2003) werden in der künstlichen Intelligenz mindestens fünf verschiedene Begriffe von Verkörperung diskutiert. Die breiteste Definition, die z.B. von Dautenhahn (1999) vertreten wird, geht davon aus, dass ein System dann verkörpert ist, wenn es mit seiner Umwelt strukturell gekoppelt ist. Dieser Begriff wird von der systemischen Biologie Maturanas und Varelas hergeleitet und kann auch für nicht-kognitive Systeme verwendet werden. Paradoxerweise soll einer der Vorteile die Ausdehnbarkeit für virtual agents sein, d.h. um verkörpert zu sein, muss kein physischer Körper vorhanden sein. Andere Definitionen betonen die Historizität von Verkörperung und sehen sie als Ergebnis einer Geschichte von System-Umwelt-Interaktion an (vgl. Ziemke 2003). Die Notwendigkeit physischer Körper betont beispielsweise Brooks, indem er hervorhebt, dass verkörperte Interaktion nur durch einen sensomotorisch ablaufenden Austausch zwischen System und Umwelt gewährleistet werden kann (vgl. Brooks 1990). Weiter eingegrenzt werden kann Verkörperung durch eine Beschränkung auf

organismoiden Körper, d.h. Körper mit der gleichen oder ähnlichen Form und sensomotorischen Fähigkeiten wie organische Körper, wie z.B. der grillenähnliche Roboter *Kephera* (vgl. Ziemke 2003). Dahinter steht die Annahme, dass die Welt nur durch eine verkörperte Intelligenz bedeutungsvoll interpretiert werden kann und dass diese Wahrnehmung spezifisch durch die jeweilige Verkörperung geprägt ist. Die engste Definition ist letztendlich diejenige, die annimmt, dass verkörperte Intelligenz in einem emphatischen Sinne nur in autopoetischen, autonomen Systemen existieren kann – diese seien zum momentanen Zeitpunkt allerdings ausschließlich organisch. Dabei wird sich auf biologische Theorien aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts berufen, wie z.B. Jakob von Uexküll, der die Systemtheorie maßgeblich beeinflusste und anhand dessen Theorien formuliert wird, „that *machines act according to plans* (their human designers‘), whereas *living organisms are acting plans*“ (Ziemke 2003, 1308). Auch in der neueren Robotik sei es immer noch so, dass Selbstorganisation nicht in den Körperteilen selbst ablaufen könne und das Beurteilen von Handeln nicht vom Roboter selbst, sondern von einem außenstehenden Beobachter geleistet werde. Auch der Grad der Interaktion ist hier wesentlich: Gefordert wird in der Robotik nur selten ein „IN-World approach“, der direkt mit dem Austausch von Tieren und ihrer Umwelt verglichen wird, im Gegensatz zu einem „ON-World approach“, der den Roboter immer noch als zwar mit der Welt interagierend, aber unabhängig von ihr ansieht (vgl. Duffy 2000).

4. Möglichkeiten von Verantwortlichkeit und Verwundbarkeit – Verkörperung in feministischer Theorie und Robotik

In der genaueren Betrachtung der Interaktionen von Roboter und Umwelt kann man hier einen der wesentlichen Unterschiede zwischen dem Begriff der Verkörperung in der feministischen Theorie und der Robotik ansiedeln. In

feministischer Theorie wird häufig die Relation als das wesentliche Moment betrachtet, das die Welt entstehen lässt, zum Beispiel betont Haraway in ihrem „Companion Species Manifesto“, dass Companion Species nicht zwei voneinander trennbare Lebewesen sind, sondern sich in ihrer jeweiligen Spezifität gegenseitig bedingen (vgl. Haraway 2003). Im Gegensatz dazu wird verkörperte Interaktion in der Robotik häufig als Input/Output-Modell zweier voneinander unabhängiger Entitäten betrachtet, die in sich abgeschlossen sind und sich durch ihre Interaktion auch nicht wesentlich verändern – eben als „ON-World approach“ (Duffy 2000).⁵ Gemeinsam ist der neueren Robotik und feministischen Theorien von Verkörperung eine Tendenz zur Auflösung des hierarchischen Subjekt/Objekt-Verhältnisses der Moderne sowie die Idee, Wissensobjekte als eigenständige und handlungsfähige Entitäten zu betrachten. Eine weitere Gemeinsamkeit ist ein dynamisches Körperverständnis, das sich abgrenzt vom statischen, hierarchisch organisierten Körper der Moderne. Hier zeigen sich jedoch auch bei näherer Betrachtung auch schon Unterschiede, da in den Technowissenschaften genau dieses dynamische Körperkonzept wiederum renaturalisiert und als natürlich reifiziert wird (vgl. Weber 2003: 129).

Als zentraler Unterschied zwischen feministischen und technowissenschaftlichen Definitionen von Verkörperung dürfte jedoch die Möglichkeit der Verwundbarkeit und Verantwortlichkeit von Körpern gesehen werden. Haraway (1995b: 88f.) beispielsweise spricht von Verkörperung als „nicht von einer fixierten Lokalisierung in einem verdinglichten Körper, ob dieser nun weiblich oder etwas anderes ist, sondern von Knotenpunkten in Feldern, Wendepunkten von Ausrichtungen, und der Verantwortlichkeit für Differenz in materiell-semiotischen Bedeutungsfeldern.“ Mit diesem sehr weiten Begriff von Verkörperung, der sich loslöst von konkreten Körpern ist sie relativ nahe an der Definition von Dautenhahn, die Verkörperung als strukturelle Kopplung und nicht als physikalische Körperlichkeit

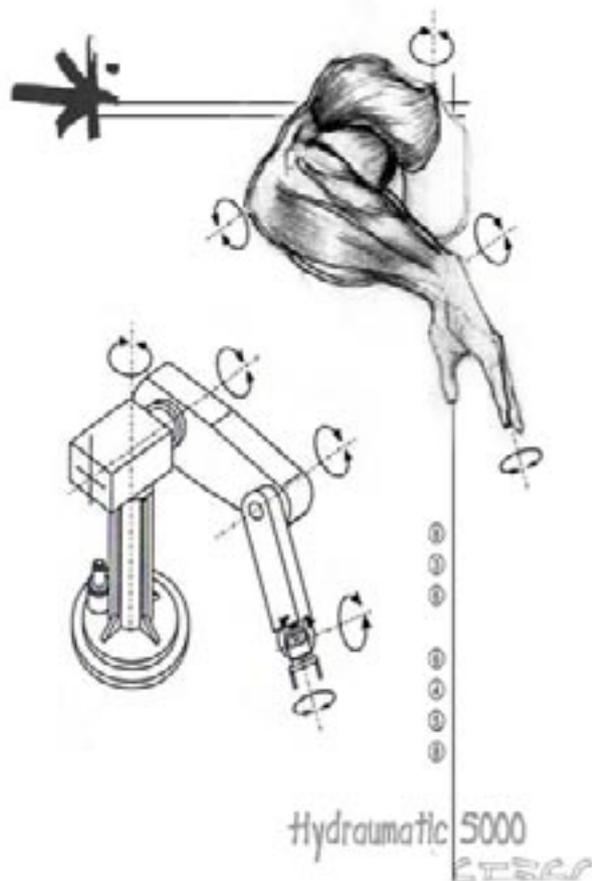
sieht – wenn da nicht Haraways Betonung der Verantwortlichkeit wäre, die bei Dautenhahn fehlt. Verwundbarkeit als feministische Kategorie findet sich auch bei Judith Butler wieder, die fordert, aus der Einsicht in die Unmöglichkeit der Unverwundbarkeit Konsequenzen für die politische Kultur zu ziehen (vgl. Butler 2005). Verwundbarkeit soll jedoch in der Robotik durch eine möglichst genaue Formalisierung des Spontanen möglichst verringert werden – ist sie noch zu Beginn der Entwicklung eines Roboters wahrscheinlich an der Tagesordnung, ist das Ziel jedoch ein möglichst funktionierender Roboter. Verantwortlichkeit wird beispielsweise auch ausgeblendet, indem die Netzwerke, in denen künstliche Intelligenzen hergestellt werden, wenig benannt werden, wie zum Beispiel die häufig militärischen Geschwister oder Vorfahren der netten Entertainment-Roboter.⁶

5. Prozessuale und relationale Verkörperung als Konstruktionsfaktor von Tierlichkeit

An dieser Stelle möchte ich dem Begriff des Embodiment den Begriff der „Corporealization“ (Haraway 1997: 141f.) hinzufügen, die meiner Meinung genau diese Verantwortlichkeit deutlicher in den Blick bekommen könnte. Bedeuten beide Begriffe im Deutschen Verkörperung, gibt es doch Feinheiten und Unterschiede. Embodiment zielt auf die gegebene Situation eines Körpers in Interaktion mit seiner Umwelt ab, während Corporealization die Aufmerksamkeit auf den (permanenten) Prozess der Herstellung des Körpers lenkt.⁷ Wenn sichtbar wird, dass der Roboterkörper zum einen eine Geschichte seiner Körperwerdung hat, die in einem sozialen Umfeld situiert ist, zum anderen auch nach seiner ‚Fertigstellung‘ von Usern und anderen AkteurInnen ständig neu als Körper inszeniert und realisiert wird, müssen die Verantwortlichkeiten dieses Prozesses näher in den Blick genommen werden. Wichtig bleibt, den Körper im Sinne seiner Eingebettetheit in soziale Strukturen nicht aus den Augen zu verlieren. Dass dies im Begriff

der strukturellen Kopplung zum Beispiel in der sozialen Robotik versucht wird zu formulieren, ist bemerkenswert. Denn feministische Kritik hat diese Eingebettetheit in den Debatten um den biomedizinisch-statistischen Körper im Gegensatz zur sozialen, gelebten Verkörperung immer wieder betont. Dabei lohnt es sich meiner Meinung nach in der Betrachtung von tierlichen Körpern in der Robotik, die Herstellung individueller, materieller Körper und deren soziale Einbettung als untrennbare Situationen anzusehen, die in einem bedingten Sinne analytisch in Embodiment und Corporealization getrennt werden können. In der Robotik herrscht häufig ein statischer Begriff von Verkörperung vor, da die Materialität allopoetischer Systeme nicht aus sich heraus in Interaktion mit der Umwelt in relevanter Weise verändert werden kann (vgl. Sharkey 2001).

Analog zu Haraways Analyse (1997: 28ff.) der Entstehung von Geschlecht als soziale Situation am Beispiel von Boyles „modest



witness“ in der Renaissance, kann man auch Tiersein als in sozialen Situationen entstehend betrachten. Tiere wären demnach weder reine Objekte noch lediglich Teilnehmende in der wissenschaftlichen Herstellung von Fakten, sondern ihr *Tiersein* würde in den wissenschaftlichen Praktiken kontinuierlich von neuem choreographiert und konstituiert. Mit dieser Betrachtungsweise kann man drei meiner Meinung nach zentrale Momente in Bezug auf das Animalische in den Technowissenschaften in den Blick bekommen: die Prozessartigkeit der Verkörperung, die Handlungsfähigkeit der ‚Tiere‘ selbst, und die Relationen zwischen Menschen und Tieren, deren Hierarchien nicht in Netzwerkanalysen verschwinden sollen. Wie wird *Sein* als Tiersein in *Relation* zum Status, zu den umgebenden Menschen und Maschinen, zur Geschichte hergestellt? Wie wird dieses Tiersein in der Technoscience als Corporealization und Embodiment materialisiert? Diese Frage kann für organische Tiere ebenso gelten wie für tierähnliche Roboter, da auch hier *Tiersein* auf eine bestimmte Weise definiert wird. *Aibo*, Sonys Robodog, wird beispielsweise auf eine sehr genau definierte und doch sich ständig verändernde Art verkörpert, die in politischen Kontexten steht. Ob *Aibo* als lebendig von seinen Usern konstruiert wird, ist dabei eine immer wiederkehrende Frage.

6. Von lebensähnlichen Informationseinheiten zur Post-Tierlichkeit

Der Begriff des Lebens und der Lebendigkeit rückt zunehmend ins Zentrum der Debatten innerhalb der Robotik. Auch in sozialwissenschaftlichen Diskussionen um Verkörperung wird der gelebte Körper, der Leib, häufig dem statistischen Normkörper entgegengesetzt: “The ‘lived body’ is not reduced by its encounters with things and technologies – rather, these encounters are what bring it to its specific life.” (Akrich/Berg 2004: 9). Die Frage, was Lebendigkeit ausmacht, wird in der Soziologie selten gestellt. Im Fall der tierähnlichen Roboter drängt sich jedoch

die Problematik immer wieder auf: Was heißt Leben? Was ist ein gelebter Körper?

Katherine Hayles untersucht in ihrer Studie „How we became posthuman“ (Hayles 1999), wie sich die Konzepte von Menschlichkeit und Leben im Zuge der Technowissenschaften, als deren Grundlage sie die Kybernetik mit ihrer Betonung von Information bestimmt, verändert haben. Sie kritisiert der Kybernetik innewohnende Paradigmen, die sie für einflussreich für menschliche Subjektivierungsprozesse seit Mitte des 20. Jahrhunderts hält. Wesentliche Grundlagen der Kybernetik seien zum Beispiel, dass Information als von der sie verkörpernden Materialität getrennt gedacht wird, sowie dass diese hierarchisierte Trennung als zentral für das Verständnis von Information als der wesentlichen Grundlage und Basis alles Lebens gilt. Auf den ersten Blick mag dies nicht mit der neueren Robotik und ihrer Betonung von Verkörperung zu vereinen sein. Allerdings macht Hayles am Beispiel der meist softwarebasierten Artificial Life-Forschung, die eng an die Robotik angeknüpft ist, deutlich, dass hier Codes und Informationseinheiten als das ‚Buch des Lebens‘ betrachtet werden, die unabhängig von der jeweiligen Stofflichkeit materialisiert werden können. Leben kann in diesem Verständnis nicht nur modelliert oder kopiert, sondern selbst hergestellt werden:

„If one sees the universe as composed essentially of information, it makes sense that these ‚creatures‘ are life forms because they have the form of life, that is, an informational code.“ (Hayles 1999: 11).

Simulationen in der AL beruhen auf der Annahme, Information von Materialität trennen zu können und Information als die eigentliche Form des Lebens anzusehen. Damit wird die hierarchisch angeordnete Trennung von Materialität und Information bestätigt und sogar noch weiter geführt. Hayles beschreibt, dass in den Technowissenschaften angenommen wird, dass man die Komplexität der Welt auf einige wenige Strukturen zurückführen kann – dies bezeichnet sie als „platonische Vorhand“. Die

korrespondierende Argumentationsstruktur in der AL wäre als „platonische Rückhand“ zu benennen, die besage, man könne nun die Welt quasi – hat man nur diese zugrunde liegenden Strukturen genügend erforscht – selbst konstruieren (vgl. Hayles 1999: 12f.). Das wesentliche an Leben sei also die informationelle Struktur, nicht die Materialität – weswegen auch Verkörperung nicht in Körperlichkeit, sondern in struktureller Kopplung gedacht werden kann. Findet man zwar in der Robotik Abgrenzungen zu dem Anspruch Leben herzustellen (vgl. Ziemke 2001), so finden sich doch auch Parallelen, indem z.B. die Emergenzen der sich spontan entwickelnden Roboterkörper wiederum in Information formalisiert werden sollen. Auch das letztlich angestrebte Ziel, höhere Intelligenz herzustellen, hat sich nicht verändert und wird immer noch als in der Software – jedoch zumindest beeinflusst von der Hardware – angesiedelt betrachtet. Die Grenze zwischen Leben und Nichtleben in der Definition Maturanas und Varelas – sich autopoetisch reproduzieren zu können – kann heutige Roboter-Hardware allerdings (noch) nicht überwinden, wie Ziemke der eigenen Disziplin gegenüber in Erinnerung ruft (vgl. Ziemke 2001).

Es stellt sich die Frage, ob verhandelbar ist, welche Materialität Leben hervorbringen kann und ob nur organische Körper lebendig sein können – dieser Gedanke würde wiederum die Trennung von Materialität und Information benötigen und scheint daher fragwürdig. Wenn Materialität und Information nur als untrennbares Konglomerat verstanden werden können, müsste man folgern, dass eine unterschiedliche Materialität unweigerlich auch unterschiedliche Informationen nach sich ziehen kann. Dies kann nicht nur für die Erschaffung künstlichen Lebens negativ gelesen werden, im Sinne, dass Leben unweigerlich organische Verkörperung zugrunde liegen müsste, sondern kann auch als das Eingeständnis gedeutet werden, dass künstliches Leben lediglich etwas anderes ist als organisches. Jedoch muss man hier kritisch anmerken, dass das Ziel der AL-Forschung immer noch ist, organisches Leben

nachzuempfinden und nachzubauen, d.h. Leben herzustellen, das analog zu organischem Leben ist. Auch könnte man aus feministischer Kritik heraus anmerken, dass hinter dieser Annahme der Gedanke steht, Leben sei den Artefakten intrinsisch, wohingegen feministische Theorie die Relationalität von Leben, gerade mit Blick auf Verkörperung, betont.

In diesem Sinne ist auch die Frage, ob der Sonydog *Aibo* eine eigene Lebensform darstellt, wie es manche seiner User konstatieren (vgl. Friedman 2003), einerseits interessant, andererseits fragwürdig. Der Begriff der *Lebensform* betont die Informationsebene *Aibos* gegenüber seiner Materialität stark. Meiner Meinung nach könnte man im Sinne Haraways vielmehr sagen, dass *Aibo* in seinem Sein hergestellt wird, das allerdings nur in einem bestimmten Netzwerk von Sony, Militär, Usern und Kulturindustrie gelesen werden kann. D.h. *Aibos* Robodog-Sein entsteht in der Interaktion und Geschichte seiner verschiedenen Orte. Nichtsdestotrotz bleibt *Aibos* Form, seine Gestalt, das Wesentliche für seine User. Weniger seine Materialität als seine hundeähnliche Form zählt für das, was sie ihm zuschreiben. Sein Ziel, bester Freund des Menschen zu sein, ist seiner hundeähnlichen Form eingeschrieben, nur in dieser ergibt dieser Zweck überhaupt Sinn. In der Wahrnehmung seiner User macht also seine Form ihn zu dem, was er ist. Fraglich bleibt, ob diese ihn auch *für ihn selbst* zu dem macht, was er ist, d.h. könnte er wohl dasselbe tun und sein, wenn er keine Hundeform hätte?⁸ Sein Verhalten, d.h. die ihm einprogrammierten Informationen, zielen auf Hundeähnlichkeit ab, aber er legt auch Verhalten an den Tag, das absolut untypisch für Hunde ist, wie zum Beispiel Musik abzuspielen. Dem liegt die These zugrunde, dass das Verhalten, die Information als unabhängig von der Materialität konzeptualisiert ist. Meiner Meinung nach ist dies einer der vielen kritischen Punkte in Bezug auf *Aibo*, da es das generelle Problem der Simplifikation von Hundeverhalten verstärkt.⁹ Ein Hund ist ein Hund als ein ganzes Lebewesen und als solches ist er auch verkörpert. Jeder Hund ist jedoch auch ein anderer Hund,

im Gegensatz zum industriell produzierten *Aibo*. Allerdings nehmen Sony und User vielfach an, dass *Aibo* ebenfalls Individualität besitze (vgl. Friedman 2003). Woher stammt jedoch diese angenommene Individualität? *Aibo* reagiert auf Menschen, deren spezifisches Handeln bei *Aibo* zu Mustern von eingeschriebenem Verhalten führen kann, so dass durchaus jeder *Aibo* ein wenig anders ist. Deutlich wird hier jedoch der Unterschied zu Hundeverhalten, das sich meiner Meinung nach prozessual aus seiner eigenen verkörperten Subjektivität in Interaktion mit anderen Subjektivitäten und Materialitäten in der Welt um den Hund herum entsteht. *Aibos* Individualität jedoch ergibt sich im Grunde genommen aus der menschlichen Subjektivität sowie seinem daraus resultierenden Verhalten. Wesentlicher Knackpunkt ist hier, dass *Aibo* mit keinen anderen Lebewesen interagieren kann, er reagiert lediglich auf sensorische und audiovisuelle Reize wie beispielsweise pinkfarbene Gegenstände.

Katherine Hayles Analyse der Entwicklung der Kybernetik hin zur AL-Forschung mündet in der These, dass die Menschen des virtuellen Zeitalters, die zwischen verkörperter Existenz und Computersimulation keine Differenz mehr sehen, da sie Information als die Essenz des Lebens ansehen, posthuman geworden sind:

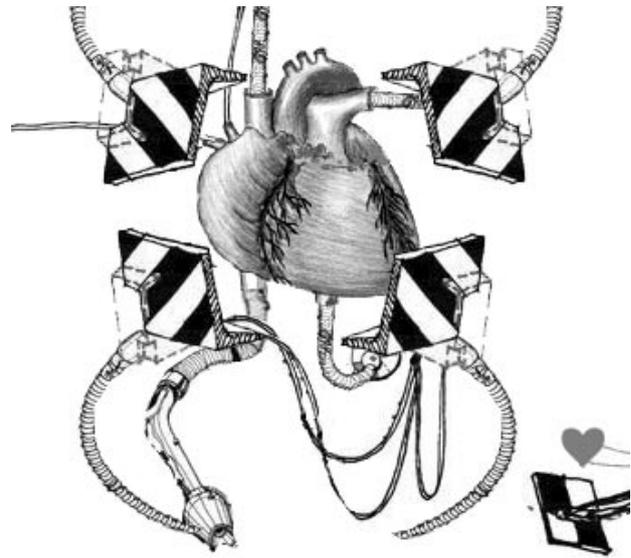
„[...] the goal of AL is to evolve intelligence within the machine through pathways found by the ‘creatures’ themselves. Rather than serving as a measure for judge success, human intelligence is itself reconfigured in the image of this evolutionary process. [...] In the AL paradigm, the machine becomes the model for understanding the human. Thus the human is transfigured into the posthuman” (Hayles).

Posthumanität ist für sie weder eindeutig positiv noch negativ besetzt, gleich Haraways Cyborg überwindet diese Form von Subjektivität negative Aspekte des modernen Subjekts, ohne jedoch eine automatisch positive Perspektive zu bieten – im Gegensatz, Posthumanität bewegt sich für Hayles zwischen Alptraum und Traum. Diese Erkenntnis, obwohl sie ja für alles Leben

gilt, bezieht sie lediglich auf Menschen, da sie Posthumanität im Wesentlichen als eine Form von Subjektivität ansieht (vgl. Hayles 1999: 4). Jedoch könnte man trotzdem fragen, ob nicht Tiere angesichts der Entwicklung tierähnlicher Roboter, deren Tiersein in informationelle Einheiten zerlegt, rekonstruiert und neu gestaltet ist, als Post-Tiere bezeichnet werden können? Diese Frage stellt sich nicht im Sinne, ob tierliche Subjektivität als post-tierisch charakterisiert werden sollte, sondern ob Tiere in dem Maße wie sie Teil menschlicher Gesellschaften sind, von diesen als Post-Tiere konzeptualisiert werden? Wenn man dies annimmt, bleibt jedoch die Frage, was dies für Mensch-Tier-Verhältnisse bedeuten kann – Hayles positive Aspekte des Posthumanen stellen sich mir in Bezug auf Tiere schwieriger dar. Ihre Vision einer Anerkennung menschlichen Lebens als endlich sowie abhängig und eingebettet in einer Welt großer Komplexität, könnte jedoch auch in Bezug auf Tiere eine attraktive Vision sein. Denn auch hier muss der Schwerpunkt zum einen auf die spezifischen materiellen Verkörperungen gelegt werden, um der generalisierenden Annahme, Information sei die universelle Grundlage alles Lebens, zu entgehen, zum anderen kann damit aber auch auf die Netzwerke und Ansammlungen verschiedenster Lebewesen und Materialitäten geachtet werden.

7. Verkörperung auf Reisen – Ein Ausblick

Der Begriff der Verkörperung befindet sich auf Reisen. Er reist auf ungeahnten Wegen und Verzweigungen zwischen feministischen Theorien und künstlicher Intelligenz und lässt hierbei Analogien und Differenzen aufblitzen. Was mit Verkörperung gemeint ist, ist vielfältig und teilweise auch unklar. Wird manchmal lediglich die Bedingung von Körperlichkeit für Leben an sich ins Zentrum gerückt, wird ein anderes Mal der Schwerpunkt auf Interaktion, auf einen „IN-World approach“ gelegt. Wird zum einen das Augenmerk auf den Körper an sich gerichtet, rücken zum anderen die Verantwortlichkeiten



in der Konstruktion von Körpern und Realitäten in den Mittelpunkt des Interesses. Deutlich wird jedenfalls, dass feministische und sozialwissenschaftliche Theoriebildung ihre Augen nicht vor Entwicklungen in scheinbar gänzlich fremden Wissenschaften verschließen sollte, um diese Reisen, auch zur Überprüfung eigener Inhalte, nicht zu übersehen.

Ebenfalls nicht übersehen werden sollten meines Ermessens dabei die Tiere. Verkörperung in der Robotik stützt sich auf die Metapher des Tieres und seiner Intelligenz, seiner körperlichen und interaktiven Intelligenz. Daraus soll, evolutionär gedacht, menschliche Intelligenz, menschliches Sein, bottom-up rekonstruiert werden. Auf der einen Seite werden Tiere also auf einen Aspekt reduziert – Vorfahren der Menschen zu sein. Andererseits werden in der Robotik verschiedene Roboter gebaut, die andere Aspekte verkörpern – im Falle *Aibos* den besten Freund oder im Militär das entindividualisierte Lasttier (vgl. z.B. die Homepage von Boston Dynamics). Dabei wird Tiersein konstruiert, beeinflusst, rekonfiguriert und neu definiert. ‚Das Tier‘ gibt es dabei genauso wenig wie ‚den Körper‘, stattdessen eher eine “multiplicity of partial instantiations of bodies, whose interconnections are always tentative and never self-evident“ (Akrieh/Berg 2004: 4).

Der Begriff der Verkörperung ist auch in feministischen Theorien zentral und beinhaltet meiner Meinung nach wichtige Konnotationen,

wie z.B. Verantwortlichkeit, die der Robotik noch fern sind. Andererseits könnten die feministischen Science Studies durch eine neue Herangehensweise an die Robotik mit dem Schwerpunkt auf tierähnlichen Robotern anregende und ungewöhnliche Perspektiven gewinnen. Das Spannungsfeld von Mensch und Maschine, das in feministischen Theorien der letzten 20 Jahren nicht nur in Gestalt der Cyborg eminentes Gewicht hatte, sollte auf das tierliche Andere des Nicht-Menschlichen ausgeweitet werden. Die Verantwortlichkeit und Verwundbarkeit von Netzwerken des Menschlichen und Nicht-Menschlichen können mit Blick auf den tierähnlichen Körper des Robodogs mehr in die Aufmerksamkeit rücken – jenseits von ethischen Herangehensweisen können so politische Anliegen der feministischen Theorien betont, entscheidende Entwicklungen in den Technowissenschaften beobachtet und eigene Begriffe kritisch reflektiert werden.



Literatur:

Adams, Alison (1998): *Artificial Knowing: Gender and the Thinking Machine*. London; New York: Routledge.
 Akrich/Berg (2004): Introduction – Bodies on Trial: Performances and Politics in Medicine and Biology, *Body & Society*, Vol.10 (2-3), London: Sage Publications, S.1-12.
 Brooks, Rodney (1990): Elephants don't play chess. *Robotics and Autonomous Systems*, 6 (1-2), Elsevier, S.1-16.
 Brooks, Rodney (2002): *MenschMaschinen: wie uns die Zukunftstechnologien neu erschaffen*. Frankfurt: Campus.

Bryld, Mette Marie; Lykke, Nina (2000): *Cosmodolphins: Feminist Cultural Studies of Technology, Animals, and the Sacred*, London; New York: Zed Books Ltd.
 Butler, Judith (1995): *Körper von Gewicht: die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Berlin: Berlin Verlag.
 Butler, Judith (2005): *Gefährdetes Leben: politische Essays*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
 Dautenhahn, Kerstin; Quick, Tom (1999): *Making embodiment measurable*. <http://www.cs.ucl.ac.uk/staff/t.quick/kogwis/webtext.html>.
 Dreyfus, Hubert L. (1992): *What computers still can't do. A critique of Artificial Reason*. Cambridge: MIT Press.
 Duffy, Brian; Joue, Gina (2000): *Intelligent Robots: The Question of Embodiment*. <http://www.manmachine.org/brd/publications/BrainMachine2000.pdf>.
 Friedman, Batya; Kahn, Peter H.; Hagman, Jennifer (2003): *Hardware Companions? – What Online AIBO Discussion Forums Reveal about the Human-Robotic Relationship*. *CHI letters*, Volume No. 5, Issue No. 1, S. 273-280.
 Grand, Steve (2004): *Growing Up With Lucy: How To Build An Android In Twenty Easy Steps*, London: Weidenfeld und Nicolson.
 Haraway, Donna (1995a): *Monströse Versprechen: Coyote-Geschichten zu Feminismus und Technowissenschaft*. Hamburg; Berlin: Argument-Verlag.
 Haraway, Donna (1995b): *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt am Main: Campus.
 Haraway, Donna (1997): *Modest_Witness@Second_Millennium.FemaleMan_Meets_Oncomouse*. London; New York: Routledge.
 Haraway, Donna (2003): *The Companion Species Manifesto. Dogs, People and Significant Otherness*, Chicago: Prickly Paradigm Press.
 Hayles, N. Katherine (1999): *How we became posthuman: Virtual Bodies in Cybernetics, Literature and Informatics*, Chicago: University of Chicago Press.
 Latour, Bruno (1987) *Science in action: how to follow scientists and engineers through society*. Cambridge: Harvard University Press.
 Sharkey, Noel E.; Ziemke, Tom (2001): *Mechanistic versus phenomenal embodiment: Can Robot Embodiment lead to strong AI?*. *Journal of Cognitive Systems Research* 2, S. 251-262.
 Suchman, Lucy; Castaneda, Claudia (2005): *Robot Visions*, published by the Department of Sociology, Lancaster University, unter <http://www.lancs.ac.uk/fss/sociology/papers/suchman-robot-visions.pdf> .
 Wajcman, Judy (2004): *TechnoFeminism*. Cambridge: Polity.
 Weber, Jutta (2003): *Turbulente Körper und emergente Maschinen. Über Körperkonzepte in neuerer Robotik und Technikkritik*, in: *Turbulente Körper, soziale Maschinen. Feministische Studien zur Technowissenschaftskultur*, Opladen: Leske + Budrich.

Titel:

Witz, Anne (2000) Whose body matters? Feminist Sociology and the corporeal turn in Sociology and Feminism, in: Body and Society, Vol.6(2), London: Sage Publications, S.1-24.

Ziemke, Tom (2003): What's that thing called embodiment? In: Proceedings of the 25th Annual Meeting of the Cognitive Science Society, S. 1305-1310.

Ziemke, Tom (2001): Are robots embodied? In: First international workshop on epigenetic robotics Modeling Cognitive Development in Robotic Systems, volume 85, Lund.

Fußnoten

¹ Für kritische Anmerkungen und Diskussionen danke ich Ulrike Beisel, Marion Mangelsdorf und Lucy Suchman.

² Ein pooper-scooper ist im Amerikanischen eine kleine Schaufel, um Hundehaufen zu entfernen.

³ In Anlehnung an Haraways Frage: „What is the right kind of pooper-scooper for a computer?“ (Haraway 2003: 88).

⁴ Eine kritische Analyse Lucys findet sich bei Suchman/Castaneda 2005.

⁵ Für diesen Hinweis danke ich Lucy Suchman.

⁶ Vgl. die Verbindungen zwischen Sony und Boston Dynamics, <http://www.bostondynamics.com/index.php>.

⁷ Über die gerade in feministischen Diskussionen geäußerte Kritik, dass sich der Begriff des Korpus zu sehr an den statistisch genormten Körper im Gegensatz zum gefühlten Leib anlehne, bin ich mir bewusst und verweise hiermit auf Witz 2000.

⁸ Birgit Koch, Expertin für Sozionik, bestätigt diese Annahme in einem Kurs zur Programmierung von Aibo.

⁹ Leider ist an dieser Stelle zu wenig Platz, um auf die vielfältigen, auch durchaus negativen, Implikationen Aibos in Bezug auf seine organischen Geschwister einzugehen.

Bock auf Kaffee?

SOZ CAFE

**Der günstigste
fairgehandelte
Kaffee der
ganzen Uni!**

Für nur 40ct!!

**Außerdem:
prima
kickern und
Kommilitonen
kennen lernen.**

Komm vorbei auf L3-120
<http://sozcafe.sociologen.org>



„The real brown sugar“ – schwarze Identität in R’n’B-Musikvideos

von Matthias Leanza

1. Einleitung: Der Körper als Schauplatz des Politischen

Mit dem Sieg der unter Präsident *Abraham Lincoln* geführten Nordstaaten im Sezessionskrieg von 1861 bis 1865 sollte in den U.S.A. nicht nur der erste mit modernen Mitteln geführte Krieg sein Ende nehmen. Die Kapitulation der Südstaaten am 14. April 1865 bedeutete auch, dass die als Kriegsziel von *Lincoln* proklamierte Abschaffung der Sklaverei umgesetzt werden konnte. Dreieinhalb Millionen Sklaven wurden aus ihrer Unterdrückung befreit, welche bei einer Gesamtpopulation in den Südstaaten von etwa neun Millionen ein gutes Drittel der dort lebenden Bevölkerung ausmachte. 1868 wurden die Bürgerrechte auch für Schwarze eingeführt und 1870 folgte das Wahlrecht. Kein Schwarzer sollte aufgrund seiner Hautfarbe von den bürgerlichen und in der amerikanischen Verfassung verankerten Grundrechten *ausgeschlossen* werden. Dennoch gehörten staatliche und institutionelle Ausgrenzung als auch ein in der weißen Bevölkerung stark verbreiteter Rassismus zum Alltag der meisten Schwarzen. Die Ermordung *Lincolns* durch einen Sympathisanten der Südstaaten fünf Tage nach Kriegsende, der 1865/66 gegründete *Ku-Klux-Klan* und die ab 1875 von den einzelnen Bundesstaaten verabschiedeten so genannten ‚Jim Crow laws‘ ließen der Hoffnung auf vollständige Gleichstellung und Teilnahme von Schwarzen in *allen* gesellschaftlichen Bereichen jedoch wenig Platz. Der *Supreme Court* bestätigte in seiner Entscheidung im Fall *Plessy vs. Ferguson* im Jahr 1896 de facto

die ‚Jim Crow‘-Gesetzgebung, welche die *Segregation* von Schwarzen und Weißen in allen öffentlichen Einrichtungen vorsah. In Schulen, Krankenhäusern, Universitäten, aber auch in öffentlichen Verkehrsmitteln, Bars, Theatern, Parks oder bei hygienischen Einrichtungen wie Toiletten, öffentlichen Wasserspendern etc. wurden separate Räume bzw. Bereiche für Schwarze und Weiße angelegt. In dem Urteil wurde diesbezüglich festgesetzt, dass die Einrichtung solcher separaten und die Personen immer auch separierenden Räume als verfassungskonform anzusehen sei, solange der Grundsatz *„separate but equal“* erfüllt werde. Unabhängig davon ob dieser Grundsatz eingehalten wurde – was mit guten Gründen bezweifelt werden kann –, lässt sich hier die Konstitution und rechtliche Etablierung einer *sozialen Raumordnung* beobachten, welche anhand des Kriteriums der Hautfarbe Personen zu bestimmten Bereichen Zugang gewährt oder diese eben ausschließt. Ob man diese oder jene Toilette, diese oder jene Schule besuchen konnte, wurde durch einen Mechanismus reguliert, der die Hautfarbe zum relevanten Zuordnungs- und Unterscheidungskriterium erhob.

Interessant an diesem Mechanismus, der auch als eine politische Rationalität verstanden werden kann, die bestimmte kollektiv bindende Realitäten produziert und festschreibt, ist, dass er die Hautfarbe des Körpers zu *einem sozial relevanten Zeichen macht*. Diese ist nunmehr nicht einfach nur eine biologisch zu betrachtende Anhäufung und Verdichtung von Farbpigmenten in der Haut, sondern zeigt Zugehörigkeiten und soziale Identitäten an. Der Körper wird durch diese politische Logik besetzt, in Anschlag genommen und auf diese Weise zu einem Schauplatz verschiedener Artikulationen und Kämpfe um Identität. Demnach kann aber auch die *soziale Sichtbarkeit und Relevanz von Körpern*, d.h. in unserem Fall die schwarze oder weiße Hautfarbe, nicht einfach als immer schon gegebene Tatsache vorausgesetzt werden. Vielmehr muss der „symbolische Horizont, vor dem Körper überhaupt erst

Gewicht erhalten“ (Butler 1997: 49), also die *diskursiven bzw. semantischen Muster und Regelmäßigkeiten* in den Blick genommen werden, welche schwarze und weiße Körper produzieren, die *als* schwarze oder weiße Körper Relevanz erlangen.

Genau unter diesem Gesichtspunkt möchte ich im Folgenden R'n'B-Videoclips¹ darstellen und diskutieren. Meine These, die anhand von Beispielen im Folgenden entwickelt und verdeutlicht werden soll, ist, dass in solchen Videoclips aus der Perspektive von Schwarzen eine spezifische Form von schwarzer Identität artikuliert wird, die sich eben immer auch vom Weißen abgrenzt und ‚separiert‘ (auch wenn die rechtliche festgeschriebene Form der Separation spätestens durch das Bürgerrechtsgesetz von 1964 schon lange aufgehoben ist). Es ist dabei zu beachten, dass „schwarze Identität“ nicht einfach eine oberflächliche Korrelation zwischen der Hautfarbe von Personen und einem bestimmten Typus sozialer Identität meint (so als ob man blaue Augen mit sozialem Status korrelieren würde und dann von einer blauen Augen Identität sprechen würde). Vielmehr soll mit diesem Begriff kenntlich gemacht werden, dass die Hautfarbe selbst zu einem Element dieser Identität wird, indem Verweise auf Hautfarbe stattfinden, die wesentlich für das Konzept und die Funktionsweise dieser Identität sind. Welche diskursiven Regelmäßigkeiten lassen sich aber nun bezüglich schwarzer Identitäten in R'n'B-Videoclips finden und inwiefern lässt sich sagen, dass es sich dabei um ein *schwarze* Identität handelt? Wie sieht – anders gesagt – die in den Videoclips betriebene „Politik des Körpers“ (Foucault 1994: 393) konkret aus?

2. Städtische Räume und populärkulturelle Inszenierungen

Bevor dieser Frage genauer nachgegangen wird, muss vielleicht zuvor noch erläutert werden, auf welches Musikgenre verwiesen wird, wenn

der Begriff „R'n'B“ benutzt wird. „R'n'B“ ist ein Akronym für Rhythm and Blues und ersetzte ursprünglich den Term „race music“. Der Begriff wurde 1949 von *Jerry Wexler* in dem Musikfachmagazin *Billboard* eingeführt. Auch die Bezeichnung „Harlem Hit Parade“, die bis zu diesem Zeitpunkt gängig war, musste diesem neuen Signifikanten fortan weichen (vgl. George 2002: 8; vgl. Büsser 2004: 39; vgl. Internetquelle). „R'n'B“ bezeichnete eine „Synthese aus verschiedenen schwarzen Musikstilen – Gospel, Big Band-Swing, Blues –, aus der mit Hilfe technischer Neuerungen wie dem immer beliebter werdenden elektrischen Bass ein lebendiges, impulsives neues Genre der Popmusik entstand. Zehn Jahre später nannte man dieses Genre Rock'n'Roll, um seine schwarzen Wurzeln zu verhüllen, und schließlich wuchsen Soul, Funk, Disco, Rap und andere Ableger aus diesen Wurzeln“ (George 2002: 8; vgl. bezüglich den schwarzen Wurzeln des Rock'n'Roll auch auch: Kröher 2004). Bekannte Vertreter dieses Musikstils waren *Fats Domino*, *Count Basie*, *Bull Moose Jackson* oder *The Neville Brothers*. Wenn *heute* der Begriff benutzt wird, dann wird aber zumeist auf eine Musikrichtung verwiesen, die sich in den 1980er Jahren entwickelte und als einer der von George erwähnten „Ableger“ zu einer der wichtigsten Strömungen aktueller Pop-Musik geworden ist: „R&B today defines a style of African-American music, originating after the demise of disco in 1980, that combines elements of soul music, funk music, pop music, and (after 1986) hip hop in the form known as *contemporary R&B*“ (Internetquelle). Das Produkt ist ein tanzbarer und rhythmischer Sound, kombiniert mit z.T. recht ‚soulig‘ gesungenen Texten vornehmlich über Liebe, Sex, Geld, Gewalt, schnelle Autos und die Party mit den „Homies“ oder „Sisters“ im Club. Dabei machen die Videoclips zu solchen R'n'B-Songs immer wieder jene zumeist städtischen Räume zum Schauplatz der musikalischen Inszenierung, die durch eine starke Binnenwanderung der Schwarzen nach dem Ende der Sklaverei entstanden sind. Viele Schwarze sind v.a. ab der Jahrhundertwende

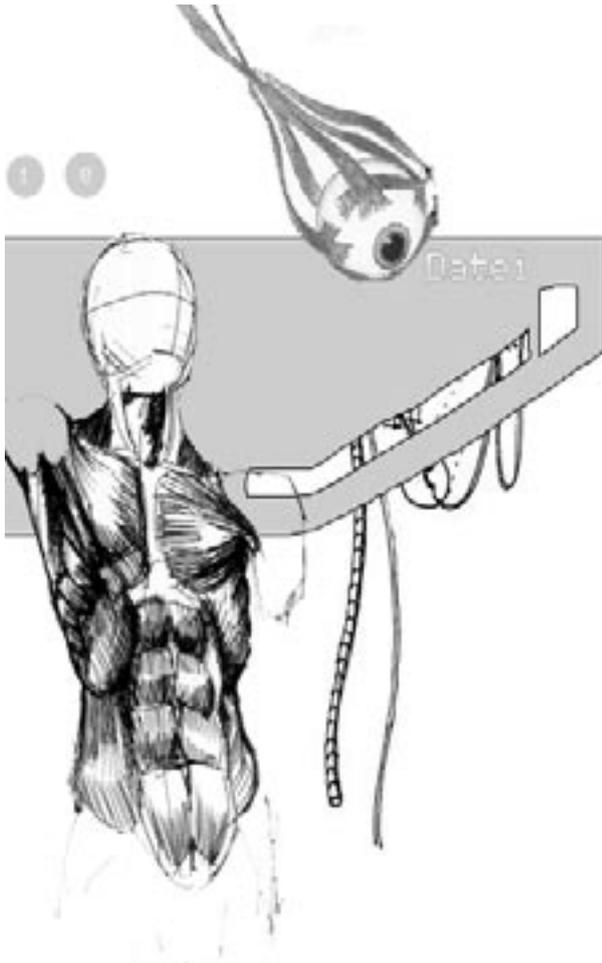
Ttd:

von den Baumwollplantagen des Südens in die urbanen Zentren des Nordens gezogen und leb(t)en dort oft – ähnlich wie im Süden schon – in Armut und räumlich separiert von anderen gesellschaftlichen Gruppen. Das schwarze Großstadtghetto sowohl als städtischer Raum als auch in seiner populärkulturellen Inszenierung zeigt, dass eine Grenzziehung zwischen schwarz und weiß nach wie vor – wenn auch nicht mehr in einer so strikten Form wie zu Zeiten der ‚Jim Crow‘-Gesetzgebung – existiert. Man führe sich beispielsweise für den populärkulturellen Diskurs nur die zahlreichen U.S.-amerikanischen Krimi-Serien vor Augen, in denen immer wieder der Topos des *schwarzen* Großstadtghettos bemüht wurde und wird, um eine Bühne für die kriminalistische Aufklärungsarbeit des Detective XY bereit zu stellen. Auch in R’n’B-Videos finden sich immer wieder direkte oder indirekte Referenzen auf schwarzes Ghettoleben.

So findet sich beispielsweise in dem Video zum dem Lied „Waterfalls“ von der Gruppe TLC u.a. die Darstellung eines Mordes an einen schwarzen Jugendlichen, der – so die vom Videoclip nahe gelegte Vermutung – als Drogenkurier tätig war. Die Sequenz beginnt mit einem Kameraflug über den Dächern der Wolkenkratzer einer U.S.-amerikanischen Großstadt. Anschließend wird gezeigt wie ein schwarzer Jugendlicher aus einem Haus hinausgeht und ihm seine hinter dem geschlossenen Fenster stehende und offensichtlich besorgte Mutter etwas zuruft. Der Junge lässt sich von der Aufgewühltheit seiner Mutter jedoch nicht weiter beeindrucken und zeigt ihr lediglich gestisch an, dass er sie anrufen wird. Anschließend steigt er in die zuvor schon vorgefahrene schwarze Limousine, wobei die Kameraeinstellung den Fahrer des Autos optisch nicht preisgibt. Die Mutter rennt mit ausgestrecktem Arm noch hinter ihrem Jungen her, doch da ist die Limousine mit quietschenden und qualmenden Reifen schon davongefahren. TLC singen währenddessen – den visuellen Bilderstrom scheinbar kommentierend – „But he doesn’t realize he hurts her so much/But all the praying just ain’t helping/At all ‘cause he can’t seem to keep/His self out of trouble“. Die Mutter

steht allein auf der Straße und der Junge sieht sie noch im Rückspiegel ihm hinterher rufen. Szenenwechsel: Mit einem kleinen Papierbeutel in der Hand geht der Junge sichtlich angespannt auf eine Gruppe von etwas älter aussehenden schwarzen Jugendlichen zu, welche lässig am Straßenrand herumstehen. Man befindet sich nun im Gegensatz zur vorherigen Einstellung offensichtlich im Ghetto: rote runtergekommene Backsteinhäuser mit schwarzen Feuertreppen an der Außenwand, blecherne Mülleimer am Straßenrand, Polizeisirenen im akustischen Hintergrund und letztlich die Kleidung und äußere Erscheinungsform der Jugendlichen (weite Jeans, Sonnenbrillen, Kopftücher, Footballtrikots etc.), welcher sich der Junge anzupassen versucht, geben Anlass für diese Vermutung. Die Mutter des Jungen ist in dieser Szene die ganze Zeit mit eingeblendet und man sieht wie sie verzweifelt versucht ihren Jungen von der Gruppe am Straßenrand fernzuhalten. Doch scheinbar wird die Mutter, welche merkwürdig transparent und ‚gespensterhaft‘ aussieht, von niemand der anwesenden Personen gesehen. Sie scheint zugleich an- und abwesend zu sein. Lediglich der Zuschauer vermag sie zu sehen, was nochmals ihre Hilflosigkeit betont. Die Kamera macht einen Schwenk und zeigt die Jugendlichen in Nahaufnahme, Geld wird abgezählt, dann kurz miteinander geredet und schließlich zieht einer der Jugendlichen eine Pistole. Ein Schuss fällt. Der Junge fällt mitsamt dem Papierbeutel in seiner Hand zu Boden, wobei die Jugendlichen sich lediglich für letzteren zu interessieren scheinen. Nach dem sie den Beutel an sich genommen haben, rennen sie in verschiedenen Richtungen davon: „So he goes out and he makes his money/The best way he knows how/Another body laying cold in the gutter/Listen to me.“ Auch wenn nicht explizit gezeigt wird, was in dem Papierbeutel enthalten ist, so funktioniert die Geschichte dennoch. Das durch den Videoclip angesprochene Vorwissen des Publikums über U.S.-amerikanische Ghettos steht als Interpretationsressource schon längst bereit, um auch solche ‚narrativen Lücken‘ mühelos zu überbrücken und die richtige Lesart

zu bilden. Man ‚weiß‘, dass es sich hier um ein Drogengeschäft handeln muss und bekommt die gewissermaßen gefährliche Sogwirkung des Ghettos vor Augen geführt. Alle anderen Deutungen bezüglich des Inhalts der Papiertüte würden abwegig erscheinen.



3. Körperliche Sichtbarkeiten

Neben der Straße im Ghetto bzw. schwarzen Wohnblock, sind aber auch andere schwarze Orte in vielfältigen Formen in den Videoclips präsent. Dabei kann es sich um das schwarze Friseurgeschäft im Viertel, um Hinterhöfe und Basketballplätze, um Box-Clubs, Nachtclubs, Billardsalons oder Diskotheken handeln. Die Straße ist neben der Disko bzw. dem Club der am häufigsten anzutreffende Ort. Hier wird vorgeführt wie Leute an Ecken ‚rumhängen‘, Zeitungen verkaufen oder die Straße zum öffentlichen Ort von Partys und Festen

umfunktionieren. Ein Großteil des Lebens scheint sich auf der Straße abzuspielen.

Aber inwiefern lässt sich nun davon sprechen, dass es sich um „schwarze Orte“ handelt? Wieso kann es Sinn machen, davon zu sprechen, dass so etwas wie ein Viertel oder dergleichen „schwarz“ ist? M.E. scheint es sinnvoll zu sein, solch eine Begrifflichkeit zu benutzen, wenn deutlich wird, dass zwischen beispielsweise einer Straße und der Hautfarbe derjenigen Personen, welche diese Straße (im Wesentlichen) nutzen und passieren ein nicht willkürlicher Zusammenhang besteht. In einer Kindheitserinnerung *Angela Y. Davis*, die als schwarze Aktivistin und Wissenschaftlerin v.a. in den 60’er und 70’er aktiv war, wird deutlich, was es heißt in einem schwarzen Viertel zu wohnen:

„Ich wuchs in einer durch Segregation geprägten Stadt in den Südstaaten auf und kannte dort persönlich keine Weißen. Der einzige, mit dem ich je in Kontakt kam, war der jüdische Lebensmittelhändler in unserem Viertel. Gegenüber von uns wohnten Weiße, doch wir lebten im wahrsten Sinne des Wortes an der Grenze von schwarz und weiß und konnten die Straße, wo unser Haus stand, nicht überqueren. Den Zwangscharakter der schwarzen Community empfand ich als erdrückend, deshalb suchte ich verzweifelt einen Ausweg [...]“ (Davis 1993: 206).

Auch in R’n’B-Videoclips wird immer wieder erkennbar, dass es sich um explizit schwarze Gegenden und Orte handelt in denen Weiße nur unter bestimmten Bedingungen auftauchen können, wollen sie nicht aus dem Rahmen fallen (beispielsweise müssen sie sich ähnlich kleiden und darstellen wie Schwarze oder aber mit Schwarzen befreundet sein). Als ein wichtiger – aber sicherlich nicht als einziger – Indikator dafür, kann die Tatsache gelten, dass in den Videos fast ausschließlich Menschen mit dunkler Hautfarbe anwesend sind. Dabei wird dann durch den Bezug auf sich als explizit schwarz verstehende Musik- und Alltagskultur m.E. relativ klar herausgestellt, dass die ‚Anhäufung‘ dunkelhäutiger Körper in den Videoclips nicht als Zufall verstanden werden kann. Durch die Hautfarbe werden hier vielmehr auch Zugehörigkeiten zu kulturellen Gemeinschaften und deren Alltagspraktiken

angezeigt. So wird musikalisch beispielsweise immer wieder eben an „schwarzer Musik“ angeknüpft – also Soul, Gospel, Funk, Blues, Hip Hop und Jazz – oder aber es finden ironische Anspielungen auf schwarze Musiker wie Tina Turner, Little Richard oder Michael Jackson statt. Aber auch wenn diese Musikstile sicherlich nicht ausschließlich von Schwarzen ausgeübt werden bzw. wurden, so ist ihnen oder zumindest einzelnen Strömungen innerhalb dieser Genres jedoch ein Selbstverständnis zu Eigen, das die Musik als (authentischen) Ausdruck schwarzer Identität und Lebensweise versteht. Dies kann dann beispielsweise durch Bezeichnungen wie „Black Music“ oder durch thematische Referenzen in Songtexten kenntlich gemacht werden. Auf diese Weise wird dann angezeigt werden, dass es sich um ein nicht-willkürliches Auftreten von in diesem Fall bestimmten Formen musikalischen Ausdrucks und der Hautfarbe derjenigen Person, die sich solch eines Stils bedient, handelt.

Dabei ist zu betonen, dass es sich bei Hautfarbe, städtischen Räumen, musikalischen Stilen etc. um heterogene Elemente, die in keinerlei notwendiger Beziehung zueinander stehen, handelt. Sie werden aber zu einem zusammengehörigen und aufeinander verweisenden Ganzen ‚zusammengeschmiedet‘. Dies stellt im Sinne Laclaus (1981: 207) eine „Artikulation“ dar, die dafür sorgt, dass Musik, Kleidung, materielle Räume und Gegenstände auf die Hautfarbe von Personen verweisen können und in diesem Sinne *farbig gemacht werden*. Diese Elemente stehen dann zumindest in einem konnotativen Zusammenhang, wenn nicht sogar explizite Denotationen stattfinden. Dies wird beispielsweise auch in diesem Sinne *schwarzen Radio* in den 40’er und 50’er Jahren in den U.S.A. deutlich, bei dem auch etwas, was sich nicht per se einer Hautfarbe zuordnen lässt – nämlich die Stimme im Radio –, farbig gemacht wird und auch ohne direkte Referenzen als schwarze oder weiße Stimme erkannt wurde. So zeichneten sich die schwarzen Radiosprecher in den 40’er und 50’ern durch einen speziellen Sprachstil aus, der scheinbar sicher auf die Hautfarbe des Sprechers

verwies. Der New Yorker Radiosprecher *Jocko Henderson* alias *Ace from Space* beispielsweise begann eine seiner Radiosendungen wie folgt: „Be bebop/This is your Jock/Back in the scene/With a record machine/Saying ‚Hoo-popsie-doo, How do you do?/When you up, you up,/And when you down, you down/And when you mess with Jock/You upside down“ (George 2002: 65). In den großen etablierten Radiostationen dieser Zeit war es Schwarzen oft nicht erlaubt selbst ans Mikrofon zu treten. Dennoch versuchten einige Radiostationen die schwarze Bevölkerung als Zuhörerschaft zu gewinnen – was natürlich auch stark finanziell motiviert war – indem man weißen Radiosprechern solch eine Sprechweise beibrachte. Und diese Taktik schien auch aufzugehen. Die Sprechweise verwies für die Zuhörer – scheinbar eindeutig – auf die Hautfarbe des Sprechers (vgl. George 2002: 78). In diesem Sinne lässt sich dann auch von „schwarzer Musik“, „schwarzen Stimmen“ etc. sprechen.

Eine weitere nicht nur in R’n’B-Videoclips wichtige Praktik um schwarze Identität anzuzeigen besteht im benutzten Sprachcode. So taucht in R’n’B-Videoclips häufig in Dialogen, welche sich oft in Anfangssequenzen befinden, oder aber auch im Liedtext selbst schwarzer ‚Slang‘ auf, welcher auch als „Signifying“ bezeichnet wird: „Zum ‚Signifying‘ gehören stilistische Eigenschaften wie drastische Verkürzungen und obszöne Übertreibungen, die vom harmlosen ‚yo man‘ bis zur ‚fucking bitch‘ reichen können“ (Büsser 2004: 153f.). Diese sind – so Büsser – Teil der „afroamerikanischen Kultur“ und als ein Mittel anzusehen, um sich von der „herrschenden weißen Sprache“ (ebd.: 153) abzugrenzen.

In der Anfangsequenz zu *D’Angelos* Videoclip zu „Brown sugar“ wird an einen wohl eher „harmlosen“ Fall deutlich, wie Signifying als kulturelle Alltagspraxis zum Einsatz kommt. In dem Videoclip fährt *D’Angelo* zusammen mit einem älteren Schwarzen in einem Aufzug, in welchem man durch die Metallstreben der Fahrstuhlkabine die sich scheinbar abwärts bewegende Betonwand des Aufzugsschachtes

sehen kann. Der alte Mann erzählt mit einer leicht ‚singenden‘ und ‚quietschenden‘ Stimme, die für eine gewisse Komik und Ironie in seinem gesamten Auftreten sorgt, von seiner Jugend: „Back in the days, when I was a teenager brother, I had tons of brown sugar.“ *D’Angelo* antwortet in einem ungläubigen Ton, auf diesen zunächst einmal kontextlosen und relativ unverständlichen Satz: „Mmh, for real?“ Der ältere Mann versucht das Unverständnis seines Gesprächspartners aufzulösen und verleiht mit Gesten und starken Betonungen seinen Worten Nachdruck: „I’m not talking about the brown sugar you buy in the supermarket, brother. I’m talking about the real brown sugar.“ *D’Angelo* lacht und scheint nun die Bedeutung der Worte des alten Mannes begriffen zu haben: „Aih, pap’!“ Der Fahrstuhl kommt an sein Ziel, *D’Angelo* steigt aus und der alte Mann ruft ihm noch hinterher „Hey, you going to the same place I’m going to, brother, that’s alright damm, cool.“ Man sieht nun, dass der Fahrstuhl die beiden Männer in einen Salon bzw. Club geführt hat, wo *D’Angelo* auf einer Bühne am Klavier sitzend zusammen mit einer Blues-Band, dem fast ausschließlich schwarzen Publikum seine Interpretation der Worte des alten Mannes präsentiert und nun auch dem vielleicht noch unwissenden Zuschauer die Bedeutung der zuvor geäußerten Sätze klarer wird: „Let me tell you ‚bout this girl/Maybe I shouldn’t/I met her in Philly and her name was Brown Sugar/See, we making love constantly/That’s why my eyes are a shade blood burgundy.“ Der Refrain folgt nach einigen weiteren Zeilen: „I want some of your Brown Sugar/Sugar/Oohooh“, und fährt fort: „[...] Sweet like the honey when it comes to me/Skin is caramel with those cocoa eyes/Even got a big sister by the name of Chocolate Thai [...] Always down for a menage troi/But I Think I’m a hit it solo/Hope my niggaz don’t mind.“ Dazu bewegen sich die anwesenden Personen rhythmisch, trinken Alkohol, unterhalten sich und spielen Billard. Dem Betrachter wird in dem Video vor Augen geführt, wie ein Schwarzer an einem sich als schwarz verstehenden Ort, in dem junge und alte Menschen zusammenkommen und ihren kulturellen Gewohnheiten nachgehen,

über seine Liebesaffären berichtet und dabei immer wieder auf die Hautfarbe seiner Geliebten verweist. Deren Hautfarbe wird auf diese Weise eine bestimmte Bedeutung zugewiesen und in diesem Fall zu einem Objekt sexuellen Begehrens. Dabei nimmt *D’Angelo* den Begriff „brown sugar“ auf, der zuvor von dem älteren Schwarzen im Fahrstuhl benutzt wurde und denn er scheinbar auch nicht kannte (sonst hätte er ihn sofort verstanden) und tradiert somit – wenn auch im kleinem Rahmen – schwarze Sprachkultur.

4. Zwischen Expansion und Authentizität

4.1 Zwei Typen schwarzer Subjektivität:

Doch welche Typen von schwarzer Identität lassen sich in einer etwas systematischeren Betrachtungsweise nun in R’n’B-Videoclips finden? Durch welche Aspekte zeichnen sie sich aus und wie ‚funktionieren‘ solche Identitäten? In R’n’B’-Videoclips lassen sich *zwei Typen schwarzer Identität bzw. Subjektivität* finden, die wechselseitig aufeinander bezogen sind. Diese beiden Typen sollen zunächst kurz ‚abstrakt‘ dargestellt werden, bevor gewissermaßen in der Form eines ‚Indizienbeweises‘ meine These plausibilisiert und mit empirischen Material angereichert werden soll.

Die *erste Identität* ist in der oben auch schon erwähnten Figur des schwarzen Großstadt- bzw. Ghettobewohners zu finden. Ähnlich wie in den geschilderten Videos von *TLC* bzw. *D’Angelo* finden sich in R’n’B-Clips immer wieder Darstellungen schwarzen Lebens in den Großstädten Nordamerikas, dass häufig durch Armut, Segregation von Weißen, z.T. auch durch Drogen und Gewalt, als aber eben auch durch eigene kulturelle Praktiken und Lebensstile gekennzeichnet ist. Dabei spielt sowohl die Straße, auf der sich ein Großteil des Lebens abspielt, als auch der Club, in welchem zu schwarzer Musik getanzt und gefeiert wird, eine wichtige Rolle. Als Beispiele für diese ‚klassische‘ schwarze Identität lassen sich Zeitungsjungen, Hot-Dog und Imbiss-VerkäuferInnen, Friseure,

Titel:

Basketballspieler, Boxer, Türsteher, Zuhälter, Gang-Mitglieder, DJ's, Club-BesucherInnen oder aber auch die schwarze Nachbarschaft („hood“) und Großfamilie, die drei Generationen vereint, nennen. Generell kommt dieser Identität, die sich eben immer auch durch die Abgrenzung vom Weißen und v.a. der weißen ‚Upper-Class‘ konstituiert, die Funktion einer *Hintergrundfolie* zu, die permanent präsent ist und vor der die zweite Form schwarzer Identität als ‚Figur‘ hervortritt.

Die *zweite Form* schwarzer Identität wird durch den Interpreten und evtl. eine ihn umgebende und sich ihm angleichende Gruppe, welche sowohl aus Freunden bestehen kann oder aber einfach anonyme Partygesellschaft ist, repräsentiert. Wichtig ist hierbei die Tatsache, dass die Interpreten in den meisten Fällen sich selbst spielen und ihren Reichtum zur Schau stellen, den sie als Musikstar erworben haben. Dabei wird in der Regel aber nicht gezeigt wie sie als Stars auf der Bühne stehen und somit das machen, was man als Musikstar macht: Konzerte und Touren absolvieren, Interviews geben etc. Vielmehr wird in vielen Fällen gezeigt, wie sich der Interpret in den schwarzen Vierteln bewegt und seinen Alltag bestreitet, der dann z.T. auch außerhalb dieser Viertel sein kann, wobei dennoch deutlich wird, dass es sich nicht um einen ‚ordinären‘ Bewohner des Viertels handelt. Generell lässt sich sagen, dass die Inszenierung des Alltags der Interpreten eine wichtige Rolle in den Clips spielt und kennzeichnendes Element des in den Videos produzierten Starimages ist. Dabei braucht diese Form von Identität das ‚klassische‘ schwarze Leben, um sich sowohl davon abzugrenzen als aber auch zugleich die Verbundenheit mit diesem Leben zu symbolisieren. Die Abgrenzung besteht in vielen Fällen darin, dass man es *als* Schwarzer Musiker geschafft hat, sich Reichtum anzueignen und damit Positionen einzunehmen, die ehemals Weißen vorbehalten waren. *Zugleich* wird damit aber auch die Verbundenheit mit der schwarzen Community sichtbar, deren kulturellen Wurzeln man es schließlich zu verdanken hat, dass man jetzt weiße Positionen einnimmt.

Dabei zeichnet sich diese Form der Identität durch zwei Aspekte aus, die ihr einen ambivalenten Charakter verleihen. Auf der einen Seite wird die *Expansivität* dieser Subjektform betont, die dafür sorgt, dass sich Schwarze immer mehr und immer neue Elemente aneignen, die ursprünglich nicht zu der ‚klassisch‘ schwarzen Identität gehörten. Dabei werden sich im Wesentlichen diejenigen Orte, Statussymbole und auch kulturellen Praktiken angeeignet, die Reichtum und ein ‚gutes Leben‘ symbolisieren. Zu diesen ehemals Weißen vorbehaltenen Elementen hatte die ‚klassische‘ schwarze Identität keinen Zugang, wodurch auch eine Abgrenzung zu dieser markiert wird. Auf der anderen Seite werden aber die Elemente der ‚klassischen‘ Identität nicht einfach aufgegeben. Es handelt sich nicht einfach um Assimilation an die weiße ‚Mehrheitsgesellschaft‘. Vielmehr wird die *Authentizität* und Verbundenheit mit der schwarzen Community immer wieder betont. Dieser zweite Aspekt verhindert somit, dass die Expansion oder Ausbreitung zu einer Diffusion schwarzer Identität führt. Es lässt sich daher sagen, dass sich beide Prinzipien wechselseitig limitieren und von den sich mit diesen Prinzipien identifizierenden Subjekten ein ständiges ausbalancieren und austarieren beider Seiten erfordert. Auf der einen Seite muss sich von der ‚klassischen‘ schwarzen Identität abgegrenzt werden, insoweit man sich als schwarzer *Star* darstellen möchte. Auf der anderen Seite muss die Rückbindung zur schwarzen Community gesucht werden, möchte man als *schwarzer Star* (an)erkannt werden. Daher handelt es sich um eine hybride und konstitutiv ambivalent gebaute Identität, die sich in ständiger Verschiebung und Austarierung ihrer antagonistischen Elemente befindet.

Diese doppelte Bezugnahme lässt sich deutlich an der Gestaltung von Körperoberflächen (mittels Kleidung oder Frisuren) sowie an verwendeten ‚Accessoires‘ und Gebrauchsgegenständen erkennen. Hier finden sich einerseits, Dreadlocks und Rastas, Footballtrikots, Stirnbänder, Cappies, Sportschuhe, Unterhemden, „I love NY“ und „Harlem-Heat“ T-Shirts, Kopftücher,

Ghettoblaster etc. Auf der anderen Seite finden sich Gürtel mit diamantenbesetzten Schnallen, Zigarren, protzige Goldketten mit Amuletten und Kreuzen, Sektpyramiden, Diamantenhohrre, Rolex-Uhren, geglättete Haare, teure Sportwagen und Oldtimer, Sportmotorräder, Geld, das vom Himmel regnet, um den Hals gebundene Wollpullover, die gut zu den Polohemden und weißen Samthandschuhen passen und natürlich auch Schnellboote und Yachten (so beispielsweise in dem Videoclip zu „Playaz only“ von *R. Kelly* feat. *The Game* und *NWA*). Diese heterogenen Elemente, welche verschiedene ‚Ursprünge‘ haben und verschiedene Zugehörigkeiten anzeigen, werden in der zweiten Form schwarzer Subjektivität kombiniert. Aber auch die Orte, an denen die Videoclip-Handlung abläuft, machen diesen doppelten Bezug sichtbar. Neben dem Ghetto bzw. schwarzen Wohnviertel etc. tauchen in den Videos immer wieder Orte auf, die sich allesamt außerhalb solcher ‚klassisch‘ schwarzen Orte befinden und für Reichtum, Bildung und ein ‚gutes Leben‘ stehen. Neben luxuriösen Häusern und Penthousewohnungen, die z.T. schon grotesk-dekadente Züge aufweisen (so scheint beim dem Videoclip zu dem Lied „Incomplete“ von *Sisqo* ein weißer Tiger mit zur ‚Einrichtung‘ des Hauses und Gartens zu gehören), werden auch Cocktail-Partys in Wolkenkratzern, Privat-Bibliotheken, Kasinos oder aber auch Wellness-Clubs als Bühne für die Starszenierung genutzt.

4.2 Asymmetrisierungen:

Das dominante Muster wie mit dieser Ambivalenz umgegangen und die Identität zu stabilisieren versucht wird, ist in einer ‚Tieferlegung‘ des Prinzips der Authentizität zu sehen. Es lässt sich auch sagen, dass eine Asymmetrisierung zur Seite des Authentischen hin stattfindet, in dem Sinne, dass es gewichtiger ist. Demnach werden nicht einfach nur hauptsächlich Schwarze an den angeeigneten Orten gezeigt – was natürlich auch bedeutend ist –, sondern auch immer wieder betont, dass unter der Oberfläche des Erfolgs die ‚klassisch‘ schwarze Identität mit sich identisch geblieben ist. So wird beispielsweise in dem

Videoclip zu „Bad boy for life“ von *Puff Daddy* feat. *The bad boy family* explizit weißes Leben thematisiert und zwar auf eine Weise, die deutlich macht, dass man sich als Schwarzer von diesem doch in starkem Maße abgrenzt. Es werden zwar weiße Orte und Praktiken angeeignet, aber diese Aneignung geschieht dann aus einer dominant schwarzen Perspektive. In dem Videoclip von *Puff Daddy* wird gezeigt, wie er mit seinen „Homies“ in ein Haus in einem weißen Vorort („Perfecttown“) einzieht und allein schon durch sein Auftreten bzw. das seiner Freunde die Nachbarschaft schockiert. Der Betrachter sieht dann beispielsweise wie *Puff Daddy* mit einem Freund in Golfkleidung auf dem Vordach seines Hauses steht und Abschlüge übt und damit gegen jede Konvention ‚normalen‘ Golfens verstößt. In dem Videoclip wird aber auch an anderen Stellen immer wieder gezeigt, dass sich zwar weiße Orte und Praktiken angeeignet werden (wie das Golfen), diese Aneignung aber in ironischer Weise geschieht, wodurch eine starke Abgrenzung zu den Weißen Bewohnern des Viertels markiert wird, die als verklemmt, perfektionistisch und spießig dargestellt werden. Diese Grenzmarkierung wird nochmals dadurch verstärkt, dass in dem Video nach anfänglicher Skepsis und Befremdung nun auch die weißen Bewohner des Vorortes von der ‚Coolness‘ und Lockerheit der neuen Nachbarn angetan sind und es ihnen nun versuchen gleichzumachen, indem beispielsweise bestimmte Gesten, die man auch im Hip Hop oft findet, nachgeahmt werden. Dies wirkt aber einfach nur lächerlich und verstärkt somit den oben schon erwähnte Abgrenzung.² Bei der zweiten Form von Subjektivität, die in den Videoclips zentral fokussiert wird, handelt es sich demnach also nicht um eine Subjektivität, die zwischen zwei Welten pendelt, auch wenn sie sich aus Elementen zweier kultureller Welten speist. Auch handelt es sich nicht um eine Form von Synthese, in der weiße und schwarze Elemente harmonisch nebeneinander stehen. Vielmehr handelt es sich um eine *Grenzverschiebung* – und nicht etwa um eine Aufhebung der Grenze zwischen schwarz und weiß – zugunsten der Seite des Schwarzen.

Ited:

Eine weitere wichtige narrative Technik um die Verbundenheit mit der schwarzen Community zu symbolisieren besteht in der Aufnahme und Integration einer Liebessemantik, in die Videoclip-Geschichte. Diese stellt neben der auch häufig vorkommenden klar sexistischen Darstellung von Frauen als passives Objekt eines männlich konnotierten Begehrens, ein dominantes Muster dar, nicht nur um Geschlechterverhältnisse zu thematisieren, sondern auch die von mir als zweite Form bezeichnete schwarze Identität zu stabilisieren. Diese Semantik skizziert eine bipolare und heteronormative Geschlechterordnung, in der Männer und Frauen, als komplementäre und unvollständige Identitäten konzeptualisiert werden und stellt sicherlich auch außerhalb von R'n'B-Videoclips ein verbreitetes kulturelles Muster dar. Männer und Frauen brauchen demnach einander, um ihren Mangel zu beheben, auch wenn in den Clips auf das klassisch romantische Ideal einer schicksalhaften Vorbestimmung und Einmaligkeit der Liebesbeziehung verzichtet wird. *Sisqo* singt in seinem Song „Incomplete“ beispielsweise: „I don't wanna be a lonely fool/ All of the women, all the expensive cars, all the money don't amount to you/ So I can make believe I have everything, but I can't pretend that I don't see/ That without you girl my life is incomplete.“ Dieser nicht-spezifisch schwarzen Liebessemantik kommt in den Videoclips jedoch die Funktion zu, das ‚klassische‘ schwarze Leben als Ort der Verwurzelung kenntlich zu machen. Sie wird also im Kontext solcher Videoclips dazu genutzt, bei der oben schon erwähnten Asymmetrisierung behilflich zu sein. Demnach findet man im schwarzen Wohnviertel („hood“) seinen Partner und kann so den Mangel der zu komplettierenden Geschlechtsidentität (zumindest vorläufig) beheben. So singt *Mario* (aber auch viele andere Videoclips wären hier zu erwähnen) – diesem Muster folgend – in seinem Song „Braid my hair“: „I need sleep, but I gotta keep travellin on the road/ Doin this shows, New York to Cali/ Dallas to Philly/ It's the rules of the game, that I choose to play/ But sometimes I wanna say/ Baby won't you braid

my hair.../C'mon and braid my hair/ Back in my hood, feelin good/ No worries or no cares/ Baby, use your hands to make me feel alright/ And take away the stress and drama in my life/ While you braid my hair.“

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Videoclips auf ihre spezifische Art und Weise letztlich auf eine Frage- und Problemstellung Bezug nehmen, die spätestens seit der Auflösung der Sklaverei 1865 existiert, nämlich die Frage wie Schwarze in den U.S.A. leben wollen und in welchem Verhältnis sie sich zum Rest der Bevölkerung stellen (die historische Debatte lief v.a. zwischen zwei Positionen: Assimilation vs. Separation). Das in den Videoclips formulierte Konzept von schwarzer Identität fokussiert v.a. eine Form von Subjektivität, die sowohl durch ihre authentischen Bezüge in der schwarzen Community gekennzeichnet ist, als sich aber auch Positionen aneignet, zu denen die ‚klassisch‘ schwarze Großstadtsubjektivität keinen Zugang hatte. Dabei wird aber immer wieder kenntlich gemacht, dass man es *als* Schwarzer und mit Hilfe der schwarzen kulturellen Wurzeln – also der Musik – geschafft hat aus dem Ghetto herauszukommen, wodurch aber auch eine Rückbindung an das ‚klassische‘ schwarze Leben hergestellt wird. Die Videoclips lassen daher zwar die dualistische Gleichsetzung schwarz=arm vs. weiß=reich hinter sich zurück, jedoch nicht die darin auch enthaltene Unterscheidung zwischen schwarz und weiß. Schwarze sind demnach genauso in der Lage wie Weiße sich Reichtum anzueignen und machen den Weißen ihre Positionen streitig. Durch diese selbstbewusste Artikulation einer schwarzen Identität, die sich auch als eine Bezugnahme und kulturelle ‚Verarbeitung‘ von erlebter Diskriminierung und Benachteiligung verstehen lässt, wird die Hautfarbe des Körpers jedoch weiterhin sozial relevant gehalten und somit die *Dethematisierung* von Hautfarbe, welche dazu führen würde, dass soziale Kontexte farbenblind werden, verhindert.

Literaturverzeichnis:

Büsser, Martin (2004): *On the wild side. Die wahre Geschichte der Popmusik.* Hamburg: Europäische Verlagsanstalt.

Butler, Judith (1997): *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp (Orig. 1993).

Davis, Angela Y. (1993): Schwarzer Nationalismus in den Sechzigern und Neunzigern, in Diederichsen, Diedrich (Hrsg.): *YO! Hermeneutics!. Schwarze Kulturkritik. Pop, Medien, Feminismus,* Berlin-Amsterdam: Edition ID-Archiv, 205-210 (Orig. 1992).

Demny, Oliver (1996): *Die Wut des Panthers. Die Geschichte der Black Panther Party. Schwarzer Widerstand in den USA,* Münster: Unrast.

Foucault, Michel (1994): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp (Orig. 1975).

George, Nelson (2002): *R&B. Die Geschichte der schwarzen Musik,* Freiburg: orange-press (Orig. 1988).

Kröher, Michael O.R. (2004): *Rock'n'Roll ist Rhythm & Blues plus Elektrizität. Wie der Musikproduzent Sam Philips die Welt veränderte,* in: *Merkur. Zeitschrift für europäisches Denken,* Heft 3, 267-270.

Laclau Ernesto (1981): *Politik und Ideologie im Marxismus. Kapitalismus – Faschismus – Populismus,* Berlin: Argument-Verlag (Orig. 1977).

Internetquelle: http://en.wikipedia.org/wiki/Rhythm_and_blues letzter Zugriff: 19.06.06.

stellten somit die Grenzziehung zwischen schwarz und weiß nicht grundlegend in Frage. Aber das dürfte den empirischen Blick nicht grundlegend irritieren. Selbst zu Zeiten der Sklaverei und Segregation gab es vereinzelt immer Aufweichung und Durchbrechungen dieser Grenzziehung.



digitalslide®
www.digitalslide.de

Stellen Sie sich vor, Sie hätten die Möglichkeit, Ihre Lieblingsfotos bequem und in brillanter Qualität auf Ihrem Bildschirm zu betrachten oder zu bearbeiten, so wie Sie es von Ihren Digitalfotos kennen.

Wir digitalisieren Ihre alten Fotos, egal in welcher Form – ob auf Papier, als Negativ oder als klassisches Dia.

amkaphof 6
33613 bielefeld

philippilemann
info@digitalslide.de

Fußnoten

¹ Insgesamt wurden 62 Videoclips untersucht. Darunter befinden sich Clips von *Nelly, Aaliyah, TLC, Puff Daddy, Usher, Ashanti, Destinys Child, Babyface, Whytney Houston, Brandy, Sisqo, D'Angelo, R. Kelly, Missy Elliott, Jennifer Lopez* aber auch Clips von dem vom 2Step kommenden *Craig David* um nur die bekanntesten Namen zu nennen.

² Allerdings muss hier ergänzt werden, dass die Grenze zwischen Schwarz und Weiß nicht in allen Videos so klar gezogen wird wie hier, was nicht bedeutet, dass sie nicht vorhanden wäre. So finden sich oft an den angeeigneten schwarzen Orten *vereinzelt* Weiße, die vom Outfit, Habitus etc. ähnlich wie Schwarze dargestellt werden. Dennoch bleiben sie i.d.R. marginal und

Sport als Funktionssystem – Ausdifferenzierung, Funktion & Bedeutung des Körpers

Stefan Koscheck

1. Einleitung

Im Gegensatz zu den meisten Teilsystemen der modernen Gesellschaft wie Wirtschaft, Politik, Wissenschaft, Religion, Erziehung etc. ist Sport systemtheoretisch vergleichsweise wenig erforscht, obwohl er sich bereits vor über 100 Jahren ausdifferenziert hat.¹ Dies mag damit zusammenhängen, dass der Sport sich weniger leicht als autopoietisches, geschlossenes Kommunikationssystem fassen lässt, da er im Gegensatz zu anderen Funktionssystemen einen starken Körperbezug aufweist. Spielt beispielsweise bei Zahlungen und Investitionen im Wirtschaftssystem der Körper nur eine geringe Rolle, so muss sportliche Betätigung mit dem eigenen Körper vollzogen werden. Erste Versuche, den Sport als soziales System zu definieren, wurden zum einen von Uwe Schimank und zum anderen von Rudolf Stichweh unternommen. Hierbei stehen sich zwei Vorschläge für den Code des Sportsystems gegenüber: Schimank schlägt ‚Sieg/Niederlage‘ vor, Stichweh dagegen ‚leisten/nicht leisten‘.

Im Folgenden soll zunächst die Ausdifferenzierung des Sportsystems skizziert werden. Anschließend werden Merkmale dieses Systems wie das Leistungsprinzip, der Code und Kopplungen zu ausgewählten anderen

Funktionssystemen dargestellt. Zuletzt wird der Frage nach dem Körper und dessen Bedeutung in der systemtheoretischen Sichtweise des Sports nachgegangen.

2. Ausdifferenzierung des modernen Sports

Für die Ausdifferenzierung des modernen Sports zu einem Funktionssystem sind insbesondere drei Prozesse von Bedeutung: Erstens die Transformation der historischen Heterogenität von drei unterschiedlichen Arten der Körperbetätigung in eine interne Differenzierung, zweitens das Verschwinden externer Strukturen und Problemlagen wie z.B. Klassenzugehörigkeit und das Wegfallen der Möglichkeit der Stellvertretung sowie drittens die Bildung von institutionalisierten Rollen und das Entstehen von formalen Organisationen.

Nach Stichweh (1990) hat sich das Sportsystem in der modernen, funktional differenzierten Gesellschaft durch die Inklusion von drei verschiedenen Arten der körperlichen Betätigung, die in der Antike bzw. der Vormoderne verwurzelt sind, gebildet. *Athletik*, im antiken Griechenland praktiziert als physisches Kräfteressen mit dem Ziel des Erringens von Preisen, war eng an religiöse und politische Aspekte des Lebens in der Polis gebunden. Beispielsweise konnten Olympiasieger oftmals Ansprüche auf politische Ämter geltend machen.

Ebenfalls in der Antike verwurzelt ist die *Leibeserziehung* (bzw. Leibesübung oder Gymnastik). Sie diente hauptsächlich der Wettkampfvorbereitung, daneben aber auch der körperlichen Erziehung und Übung der vornehmen Jugend zur Vorbereitung auf das spätere Leben (vgl. Stichweh 1990: 374-375). Dieser zweite Aspekt verstärkte sich in der Frühmoderne: Leibeserziehung diente hier vor allem der Verhaltensformung zur Einübung eines bürgerlichen Habitus, welcher durch die Optimierung der körperlichen, geistigen und moralischen Fähigkeiten der jungen Männer ein Körper- und Personenkonzept herstellen sollte,



welches ökonomischen Erfolg und soziale Anerkennung verheißt (vgl. Alkemeyer 2003: 32-33). Anfang des 19. Jahrhunderts diente die Leibeserziehung hauptsächlich der Vorbereitung auf das Militär durch die Vermittlung militärischer Prinzipien wie Strammheit, kollektive Disziplin und Gleichzeitigkeit der Bewegungen.

Dem dritten Vorläufer des modernen Sportsystems verdankt dieses seinen Namen. ‚Sport‘ bezeichnete zunächst das spielerische Vergnügen des Adels und diente diesem zur Ablenkung und zum Zeitvertreib (vgl. Stichweh 1990: 376-377). Sport beinhaltete in diesem Sinn zum einen Ballspiele, zum anderen ‚vornehme‘ Tätigkeiten wie Reiten, Jagen oder den Besuch von Pferde- und Hunderennen. Durch die Bildung des modernen Sports als System trat an die Stelle dieser horizontalen Differenzierung eine interne, vertikale Differenzierung in Hochleistungs-, Leistungs-, Breiten- und Freizeitsport.

Ein entscheidender Punkt bei der Bildung des modernen Sportsystems war die Ablösung von der Repräsentation externer Strukturen. Stichweh (1995) nennt die Inszenierung von Hierarchien, Oppositionen und Konfliktfronten als auffälliges Merkmal des frühneuzeitlichen Sports. Beispielsweise traten im Fußball benachbarte Dörfer um die Ehre ihrer Gemeinde gegeneinander an. Der Status der Teilnehmer zeigte sich vielfach an der Art der Partizipation: „Je weiter die Teilnehmer vom unmittelbar körperlich-sportlichen Geschehen entfernt sind, je mehr ihre Partizipation sich in Beobachterrollen vollzieht, desto statushöher sind sie andererseits“ (Stichweh 1995: 16).

In engem Zusammenhang mit dem Status der Teilnehmer steht die Ausübung des sportlichen Vollzuges durch Stellvertreter, insbesondere durch Tiere wie bei Hahnenkampf, Pferde- und Hunderennen. Insofern geht Stichweh davon aus, dass am frühneuzeitlichen sportlichen Geschehen nicht die sportlichen Vollzüge selbst, sondern deren Beobachtung basierend auf einem externen Interesse, wie z.B. dem Wetten auf Ergebnisse, entscheidend waren (vgl. Stichweh 1995: 15). Durch den Übergang zur funktional

differenzierten Gesellschaft verschwand das stratifikatorische Element der Repräsentation externer Strukturen als auch die Möglichkeit der Stellvertretung: Der sportliche Vollzug muss mit dem eigenen Körper ausgeübt werden.

Als dritter wichtiger Komplex bei der Ausdifferenzierung des Funktionssystems Sport ist die Herausbildung von institutionalisierten Rollen sowie die Bildung formaler Organisationen anzusehen. Schimank (1988: 190-191) nennt hier insbesondere die Rollen des Trainers, als aus der Sportlerrolle ausdifferenzierte Reflexionsinstanz, und des Sportfunktionärs, als Bestimmer und Überwacher allgemeingültiger Regeln, welche die Vergleichbarkeit von Leistungen sicherstellen. In diesem Sinn führt Schimank (1995: 69) die gesellschaftliche Autonomie des Sports auf die Selbststeuerungsfähigkeit der Sportverbände zurück, welche zum Teil von anderen Funktionssystemen wie beispielsweise der Politik erkämpft werden musste.

3. Sport als Funktionssystem

Wie gezeigt, konnte sich der Sport als selbstreferentielles, geschlossenes System ausdifferenzieren, indem er sich von anderen gesellschaftlichen Bereichen wie der Politik, dem Militär oder auch der Wirtschaft löste. „In die sportlichen Leistungen als Siege bzw. Niederlagen gehen keinerlei außersportliche Kriterien ein“ (Schimank 1995: 69). Handlungen, die dem zuwider laufen, enden meist im Skandal, wie sich jüngst am Schiedsrichterskandal gezeigt hat.

Zentral für die Herausbildung eines gesellschaftlichen Funktionssystems ist die Entstehung eines binär strukturierten Codes als Konstitutionselement teilsystemischer Autonomie (vgl. Luhmann 1987: 20). Anhand des Codes kann sich das System in seinen Operationen sinnhaft von seiner Umwelt abgrenzen und die Wahrscheinlichkeit für bestimmte Anschlusskommunikationen erhöhen.

Für das Sportsystem wurde zunächst von Uwe Schimank der Code ‚Sieg/Niederlage‘ vorgeschlagen: „‚Sieg‘ bzw. ‚Niederlage‘ sind die beiden Pole, die den sinnhaften Horizont abstecken, innerhalb dessen alles sportliche Geschehen interpretiert wird. Gleichgültig, wer wann wo welche Sportart betreibt: Er will seinen Gegner besiegen und die eigene Niederlage vermeiden.“ (Schimank 1988: 185). Dabei überführe der Siegescode sachliche Differenzen wie z.B. Unterschiede in gemessenen Weiten oder Zeiten in eine soziale Polarisierung und erzeuge somit ein Konkurrenzverhältnis zwischen den Sportlern. Schimank gradualisiert den Siegescode, um damit auch Platzierungen und unentschiedene Ausgänge, beispielsweise in Mannschaftssportarten, fassen zu können. Stichweh kritisiert an dieser Konzeption des Codes, dass der moderne Sport weniger durch den Ethos eines definitiven Siegers als durch einen kontinuierlichen Leistungsvergleich geprägt ist. Auch die Gradualisierung des Codes könne nicht über dessen Schwächen hinweghelfen, da es im modernen Sport „[...] eine Unzahl von Handlungsvollzügen [...]“ gibt, „die in keiner Weise agonale strukturiert sind, die aber dennoch über die Vorstellung körperlicher Leistung und die Kommunikation dieser Leistung, über Leistungserwartungen und Leistungsvergleiche problemlos in das System integriert sind“ (Stichweh 1990: 385). Hierbei denkt Stichweh vor allem an den Breitensport, welcher sich nur mit „[...] sehr artifiziellen Hilfskonstruktionen [...]“ (Stichweh 1990: 386) durch den Siegescode fassen lasse. Somit fungiere der Code ‚Sieg/Niederlage‘ zwar als einer der Codes des Sportsystems, insbesondere im Hochleistungssport, könne jedoch die Einheit des Systems nicht erklären. Insofern kann nur die Codierung ‚leisten – nicht leisten‘ als primäre Codierung des Sportsystems fungieren und alle Kommunikationen über sportliche Betätigungen in das System inkludieren.

Die Identifikation der *Funktion* fällt im Sportsystem schwerer als in anderen Teilsystemen der Gesellschaft, die oftmals

Probleme gesamtgesellschaftlicher Relevanz behandeln. Fragt man nach der Funktion des Sports in der modernen Gesellschaft, fallen die Antworten oft unterschiedlich aus: Die Kompensationsthese besagt, dass der Sport einen Ausgleich zu der modernen Arbeit im Büro und in der Fabrik darstellt, in welcher „[...] der Mensch in seiner leibhaften, körperlichen Gesamtexistenz nicht zu seinem Recht kommt“ (Plessner 2003: 149). Der Sport stellt in dieser Sichtweise das ‚Gleichgewicht zwischen Körper und Geist‘ wieder her. Eng damit verknüpft ist die gesundheitsfördernde Wirkung, die dem Sport oft zugeschrieben wird. Andere sehen im Sport lediglich eine Projektionsfläche für Markenimages und Produktlogos. Diese Beispiele, Beispiele für *fremdreferentielle* Leistungsfunktionssysteme des Sports für andere gesellschaftliche Funktionssysteme, zeigen, dass die Funktion des Sport *selbstreferentiell* gesucht werden muss. So kann der Sport zwar z.B. durchaus die Gesundheit fördern, dies aber lediglich als Nebenprodukt der eigentlichen Funktion des Sports.² Bestimmt man die Funktion des Sports selbstreferentiell, so ist der Sinn des Sportsystems die Kommunikation körperlicher Leistungsfähigkeit (vgl. Stichweh 1990: 379-380). Wie dies bereits anhand des Codes ‚leisten/nicht leisten‘ ersichtlich wurde, ist Leistung das zentrale Merkmal des modernen Sports. Sport in der Moderne ist „[...] reines Leisten ohne externe Referenz [...]“ (Stichweh 1995: 26). Der Sport ist das einzige Funktionssystem, das durch das Leistungsprinzip, welches als eines der Leitprinzipien der modernen Gesellschaft angesehen werden kann, seine Identität gewinnt, da in allen anderen Funktionssystemen Leistung eine Voraussetzung für ein anders definiertes Systemgeschehen darstellt (vgl. Stichweh 1990: 381). Insofern tritt das Leistungsprinzip ausgerechnet in einem körperbezogenen Funktionssystem in reiner Form auf.

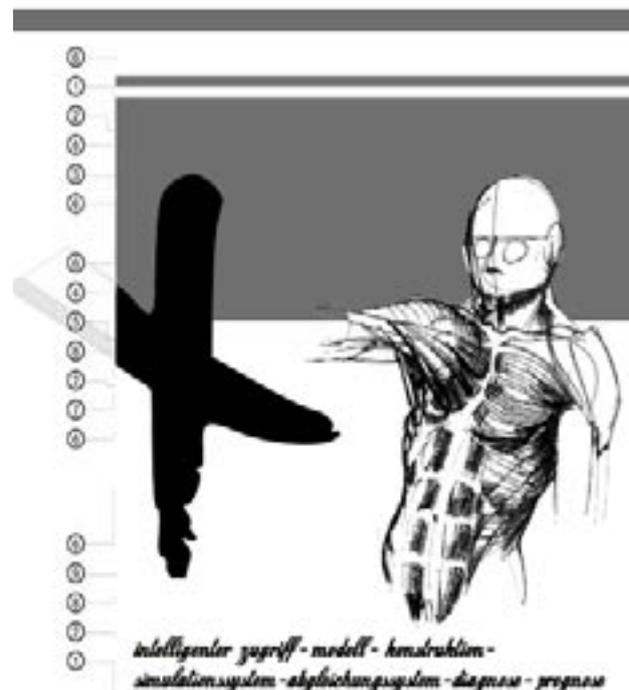
Da die Körper der Sportler in der Umwelt des Sportsystems zu lokalisieren sind und soziale Systeme aus Kommunikationen bestehen, bedarf es der Reduktion der von Körpern ausgeführten sportlichen Vollzüge auf die Kommunikation

von Leistung: „Erst diese Reduktion der Handlung des Körpers auf eine Leistung erlaubt die Vergleichbarkeit und Anschließbarkeit von Handlungen, die sie als Leistungen zur Einheit eines Systems verknüpft“ (Stichweh 1990: 379). Durch diese „[...] Realabstraktion an Handlungen als Reduktion auf Leistungen [...]“ (Stichweh 1995: 22), bzw. Kommunikation von Leistung, stellt das System zum einen durch Vergleichbarkeit der Leistungen Anschlussfähigkeit her, zum anderen können sich Erwartungsstrukturen bilden.

Für diese Anschlussfähigkeit, und somit die Emergenz eines weltweiten Kommunikationsszusammenhangs über sportliche Leistung, ist insbesondere die Universalisierung des Leistungsvergleichs durch standardisierte Messung und die Universalität des Rekordes relevant. Zu dem Begriff des Rekords ist anzumerken, dass Stichweh darunter nicht nur nationale oder internationale Bestmarken wie z.B. den Weltrekord versteht, sondern den Begriff als Aufzeichnungsspur bisher erbrachter Leistungen weiter fasst (Stichweh 1990: 384). Dadurch ist der Rekord nicht auf den Hochleistungssport begrenzt, sondern kann auch auf den Breitensport ausgeweitet werden. Durch die Vergleichbarkeit von Leistungen mittels des so gefassten Rekordbegriffs wird nicht nur die Anschlussfähigkeit der Kommunikation wahrscheinlicher gemacht. Es werden auch Erwartungen erzeugt. Anhand der Aufzeichnung bisheriger Leistungen wird „[...] die Möglichkeit eröffnet, künftige Handlungen einigermaßen präzise als Leistungen oder Nicht-Leistung zu bestimmen“ (Stichweh 1990: 384) und als positive Überraschung, innerhalb des Erwartbaren oder als Enttäuschung zu klassifizieren.

Zwischen dem Sportsystem und anderen Teilsystemen der Gesellschaft bestehen strukturelle Kopplungen. In das *Gesundheitssystem* werden sportliche Vollzüge inkludiert – allerdings nicht unter der Erwartung von Leistung sondern unter der Erwartung von Prävention und Therapie. In den *Massenmedien*, insbesondere

dem Fernsehen, kommen Sportveranstaltungen hohe Bedeutung bei der Generierung von Publikumsaufmerksamkeit zu. Relevant sind hierbei vor allem die Merkmale Spannung und Offenheit des Ergebnisses (Cachay/Tiehl 2000: 147) sowie die Telegenität einer Sportart (Schimank 1988: 218). Als aufmerksamkeitssteigernd können noch Erfolge nationaler Athleten ergänzt werden. In Bezug auf das *Wirtschaftssystem* eignet sich der Spitzensport als Träger von Werbebotschaften. Sponsoren versprechen sich eine Übertragung des Erfolges von Athleten oder Mannschaften auf ihre beworbenen Produkte. Zum anderen werden, insbesondere in den USA, Sportvereine als Wirtschaftsunternehmen geführt. Der Instrumentalisierung des Sports durch die



Wirtschaft sind allerdings Grenzen gesetzt: Ebenso wie die Werbewirksamkeit des Sports eine systemintern erzeugte Leistung durch Leistung, also quasi ein Nebenprodukt des eigentlichen sportlichen Operierens darstellt, lässt sich finanzieller Gewinn allenfalls als

Nebenprodukt sportlicher Leistung erzielen.

4. Die Frage nach dem Körper und dessen Bedeutung

Prinzipiell ist der Körper in der Umwelt sozialer Systeme zu verorten. Allerdings kann kein Sozialsystem ohne Rückbezug zu seiner physisch-organischen Umwelt auskommen, der Körper dient quasi als Sicherheitsbasis: „Seine biologischen, chemischen und physiologischen Aufbau-, Organisations-, und Reproduktionsformeln sind unverzichtbare Bedingungen der Möglichkeit von Wahrnehmung und Kommunikation“ (Bette 1992: 40). Funktionssysteme, die ein symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium hervorgebracht haben, haben gleichzeitig symbiotische Mechanismen erzeugt, mit welchen der Körper an das jeweilige Funktionssystem gekoppelt wird (z.B. Gewalt in der Politik und Liebe und Sexualität in der Familie bzw. in Intimbeziehungen). Durch diese Verbindung von organischen Prozessen und funktional differenzierten Systemen wird die Irritierbarkeit von Kommunikation abgeschwächt, die Kommunikation wird also wahrscheinlicher (vgl. Luhmann 1981: 239). Der Sport hat zwar kein symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium hervorgebracht, jedoch nimmt der Körper hier eine zentrale Stellung als Auslöser der im System kommunizierten sportlichen Leistungen ein.

Oftmals wird die geringe Thematisierung des Körpers in den meisten Funktionszusammenhängen der modernen Gesellschaft als Distanzierung des Körpers gedeutet, wohingegen im Sport dann aufgrund des starken Körperbezugs eine verstärkte Körperthematization bzw. eine Körperaufwertung konstatiert wird (vgl. Plessner 2003: 148 ff. und Rittner 1983: S.234 ff.). So habe „[...] der ganze Komplex, der durch die Schlagwörter Industrialisierung, Spezialisierung, Bürokratisierung angedeutet ist, [...] eine tiefgehende Unzufriedenheit mit

dem deformierenden Einfluss der modernen Arbeit auf den Menschen hervorgerufen“ (Plessner 2003: 148) und habe dazu geführt, dass sich der Mensch in der Moderne in seinem „[...] natürlichen Verhältnis zum Körper irritiert, um nicht zu sagen gestört“ (Plessner 2003: 148) fühlt. Des Weiteren haben Lernprozesse innerhalb des Zivilisationsprozesses zu einer Umwandlung von Fremd- in Selbstzwänge und somit zu einer Affektkontrolle geführt, welche als Distanzierung des Körpers beschrieben wird (vgl. Rittner 1983: 233). Infolge dessen hätten „[...] komplexe Gesellschaften einen gesteigerten Natürlichkeitsbedarf [...]“ (Rittner 1983: 236). Der Sport biete im Sinne „[...] einer freudianischen Wiederkehr des Verdrängten [...]“ (Stichweh 1990: 380) die Möglichkeit, die Unterdrückung des Körpers zu kompensieren und den Bedarf nach Natürlichkeit zu befriedigen. Insbesondere in der Ausübung von Mannschaftssport werde durch die Ausblendung ansonsten relevanter Merkmale wie Bildung oder Schichtzugehörigkeit und der Reduktion der Interaktion auf körperliche Vollzüge Vertrautheit und ein quasi archaisches Gemeinschaftsgefühl hergestellt. Da der Sport alleine auf den Körper abstellt und Möglichkeiten zum Ausleben von Natürlichkeit biete, werde der Körper aufgewertet. Systemtheoretisch lässt sich die These der Verdrängung und Aufwertung des Körpers dadurch erklären, dass die meisten Funktionssysteme darum bemüht sind, den Körper zu entlasten, um auch unabhängig von körperlicher Belastbarkeit funktionieren zu können. Beispielsweise müssen Zahlungen nicht durch direkte körperliche Übergabe erfolgen, sondern können elektronisch übermittelt werden, oder es werden militärische Maschinen ohne körperliche Kraft ferngesteuert navigiert (vgl. Stichweh 1990: 383). Der Sport bildet hierbei eine Ausnahme, da er mit der Prämisse eines belastbaren Körpers operiert und das Systemgeschehen, die sportlichen Leistungen, unabdingbar durch den Körper erbracht werden müssen.

Bette (1992: 46) erklärt die These der Körperaufwertung im Sport systemtheoretisch

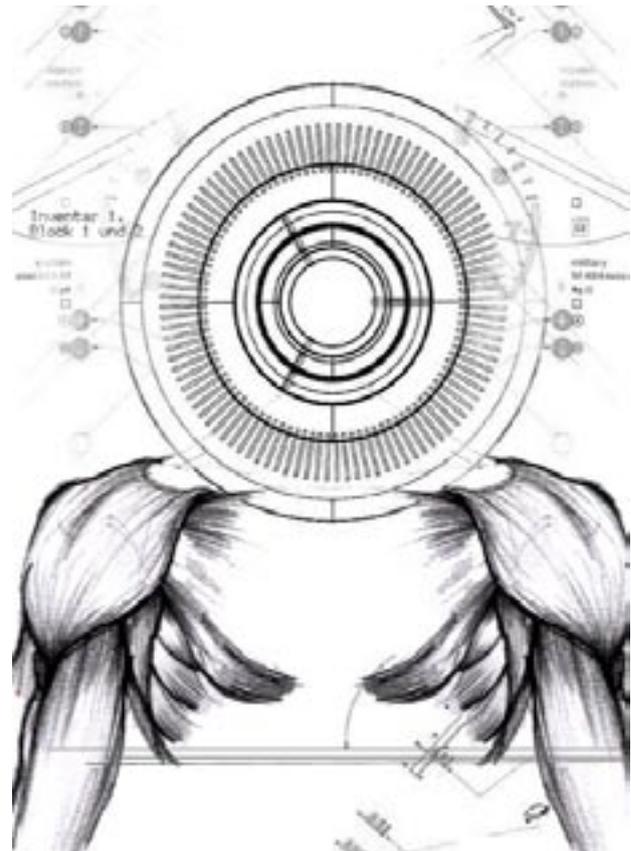
durch eine „[...] zunehmende Inkongruenz zwischen dominanter Zeitstruktur und individueller Verarbeitungsfähigkeit.“ Da die funktional differenzierte Gesellschaft ihre Komplexität temporalisieren müsse und sich somit ihre Zeitausrichtung auf die Zukunft hin orientiere, gewinne der Sport an Bedeutung. Durch die unmittelbare Erfahrbarkeit des Körpers und dessen permanentes Vorhandensein biete der Sport die Möglichkeit einer gesteigerten Inanspruchnahme von Gegenwart.

Der These der Körperdistanzierung und Körperaufwertung ist jedoch entgegen zu halten, dass der Körper auch in Funktionssystemen, in welchen er entlastet wird, als ein ständiges Störpotential präsent ist, welches die Kommunikation irritieren kann (vgl. Bette 1992: 381). Somit ist der Körper in *allen* gesellschaftlichen Bereichen bzw. Funktionssystemen gegenwärtig und von Bedeutung, auch wenn er in *allen* Funktionssystemen in der Umwelt zu verorten ist. In diesem Licht erscheint, was bisher normativ als Ab- und Aufwertung bezeichnet wurde, als Differenzierungsprozess.

Gelegentlich findet sich auch die These, dass der Körper durch funktionale Differenzierung und die Bezugnahme der einzelnen Teilsysteme der Gesellschaft zerstückelt werde. Dem entgegnet Bette (1992: 55) allerdings, dass der Körper zwar „[...] unter Funktionsgesichtspunkten extrem verschieden rekonstruiert und nachgefragt“ wird. Er lässt sich jedoch nicht „[...] in Teile auseinanderbrechen und einzelnen Funktionssystemen filetiert zuteilen [...] nach dem Motto: die Muskeln für den Sport, den Kopf für die Wissenschaft etc.“ Der Körper müsse als biologische Einheit vorausgesetzt werden.

Die Funktionssysteme fragen den Körper als Einheit nach, dennoch lässt er sich systemtheoretisch in Subsysteme zerlegen, beispielsweise in das Nervensystem, das Herz-Kreislauf-System und das Verdauungssystem. Durch diese Zerlegung des Körpers mittels der Unterscheidung von System und Umwelt ist der Körper somit in der Umwelt des Bewusstseins zu lokalisieren. Im Spitzensport korrespondiert

dies mit der Beobachtung, dass Sportler den Körper, wenn er nicht mehr die gewohnte Leistung bringen kann bzw. wenn er verletzt ist, als Feind und Gegner betrachten und das betroffene Körperteil gleichsam aus dem Körper externalisieren (vgl. Stichweh 1995: 24-25). Da körperliche Leistung im Sport stets



als steigerungsfähig angesehen wird, ist davon auszugehen, dass dem Körper hier vielfach von dem Bewusstsein des Sportlers Leistungen zugemutet werden, welche sich langfristig für diesen als schädlich herausstellen werden.

5. Fazit

Eine systemtheoretische Analyse des Sports ist in der Lage mit hoher Präzision zentrale Merkmale des modernen Sports zu identifizieren: Während alle anderen Teilsysteme der funktional differenzierten Gesellschaft den Körper

entlasten, dient die Belastbarkeit des Körpers im Sport als Prämisse der Systembildung. Die sportliche Leistung, deren Kommunikation die Funktion des Sportsystems ist, kann dabei nur durch den eigenen Körper des Sportlers erbracht werden. Die Operationen des Sportsystems erfolgen nach dem Code ‚leisten – nicht leisten‘. Im Gegensatz zu dem Code, Sieg/Niederlage, welcher zweifellos auch als Code im Sport fungiert, ist jedoch nur der Code ‚leisten/nicht leisten‘ in der Lage, alle sportlichen Leistungen, also auch Leistungen aus dem Freizeit- und Breitensport in das System zu inkludieren und somit die Einheit des Systems herzustellen. Zweifellos kann die Systemtheorie nicht alle Phänomene des modernen Sports erklären. Beispielsweise ist sie kaum in der Lage, Geschlechterdifferenzen in den Blick zu nehmen: Warum treten Männer und Frauen in den meisten Sportarten nicht gegeneinander sondern getrennt an? Wie kommt die Konstruktion zu Stande, dass Männern höhere Leistungsfähigkeit zugeschrieben wird als Frauen und bei geschlechtsspezifischen Leistungsunterschieden stets auf die ‚Natürlichkeit‘ des Körpers verwiesen wird? Des Weiteren steht die starke nationalstaatliche Fixierung im Sport, wie dies z.B. an Nationalmannschaften oder der Generierung von Publikumsinteresse ersichtlich wird, gewissermaßen diametral zum Funktionssystem Sport als weltweitem Kommunikationszusammenhang. In diesen Fragen hat die Systemtheorie ihren blinden Fleck.

Literatur:

Alkemeyer, Thomas (2003): Der Körper der Nation – die Nation als Körper. Repräsentationen und Habitus-Konstruktionen in der deutschen Turnbewegung des 19. Jahrhunderts, in: Prutti, Brigitte/Sabine Wilke (Hrsg.): Körper – Diskurse – Praktiken. Zur Semiotik und Lektüre von Körpern in der Moderne, Heidelberg.
 Bauch, Jost (1996): Gesundheit als sozialer Code. Von der Vergesellschaftung des Gesundheitswesens zur Medikalisierung der Gesellschaft, Weinheim/München.
 Bette, Karl-Heinrich (1992): Wo ist der Körper? In: Ders.: Theorie als Herausforderung, Aachen.
 Cachay, Klaus/Ansgar Thiel (2000): Soziologie des Sports. Zur Ausdifferenzierung und Entwicklungsdynamik des Sports in der modernen Gesellschaft, Weinheim/

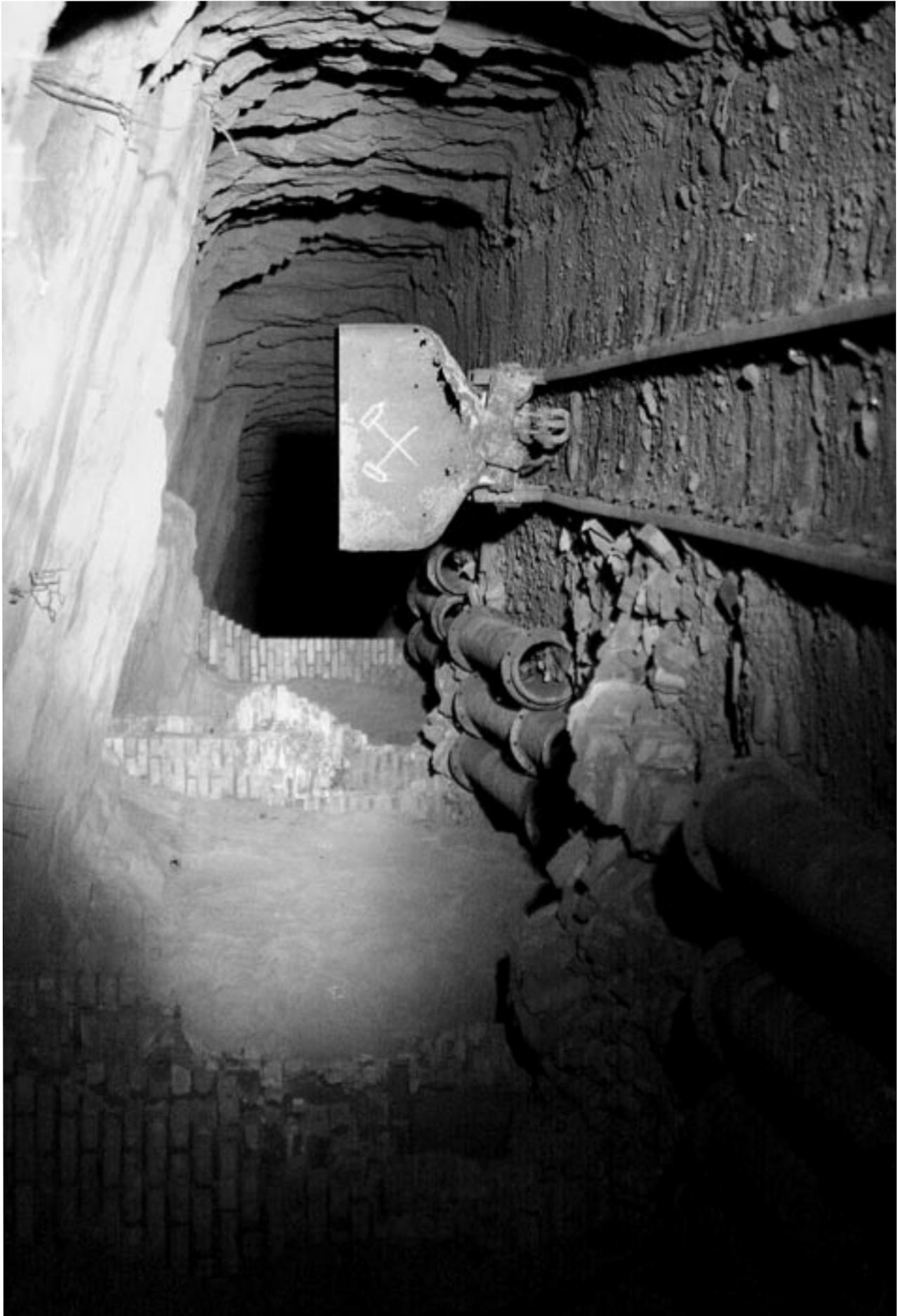
München.

Luhmann, Niklas (1981): Symbiotische Mechanismen, in: Ders.: Soziologische Aufklärung 3, Opladen.
 Luhmann, Niklas (1983): Anspruchsinflation im Krankheitssystem. Eine Stellungnahme aus gesellschaftstheoretischer Sicht, in: Herder-Dorneich, Philipp/Alexander Schuller (Hrsg.): Die Anspruchsspirale. Schicksal oder Systemdefekt? Stuttgart.
 Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie, Frankfurt/Main.
 Luhmann, Niklas (1987): Distinctions Directrices, in: Ders.: Soziologische Aufklärung 4, Opladen.
 Luhmann, Niklas (1990): Der medizinische Code, in: Ders. Soziologische Aufklärung 5. Konstruktivistische Perspektiven, Opladen.
 Mayntz, Renate (1988): Funktionelle Teilsysteme in der Theorie sozialer Differenzierung, in: Dieselb. et al.: Differenzierung und Verselbständigung. Zur Entwicklung gesellschaftlicher Teilsysteme, Frankfurt/New York.
 Plessner, Helmuth (2003): Die Funktion des Sports in der industriellen Gesellschaft (1956). In: Dux, Günther et al. (Hrsg.): Schriften zur Soziologie und Sozialphilosophie. Gesammelte Schriften X, Frankfurt/Main.
 Rittner, Volker (1983): Zur Soziologie körperbetonter sozialer Systeme. In: Neidhardt, Friedhelm (Hrsg.): Gruppensoziologie. Perspektiven und Materialien, Sonderblatt 25 der KZfSS, Opladen.
 Schimank, Uwe (1988): Die Entwicklung des Sports zum gesellschaftlichen Teilsystem, in: Mayntz, Renate, et al.: Differenzierung und Verselbständigung. Zur Entwicklung gesellschaftlicher Teilsysteme, Frankfurt/New York.
 Schimank, Uwe (1995): Die Autonomie des Sports in der modernen Gesellschaft. Eine differenzierungstheoretische Problemperspektive, in: Winkler, Joachim/Weis, Kurt (Hrsg.): Soziologie des Sports, Opladen.
 Stichweh, Rudolf (1988): Inklusion in Funktionssysteme der modernen Gesellschaft, in: Mayntz, Renate, et al.: Differenzierung und Verselbständigung. Zur Entwicklung gesellschaftlicher Teilsysteme, Frankfurt/New York.
 Stichweh, Rudolf (1990): Sport – Ausdifferenzierung, Funktion, Code, in: Sportwissenschaft 20, Heft 4.
 Stichweh, Rudolf (1995): Sport und Moderne, in: Hinsching, Jochen/Frederik Borkenhagen (Hrsg.): Modernisierung und Sport, Sankt Augustin.

Fußnoten

¹ Bekanntlich lässt sich die Ausdifferenzierung von Funktionssystemen nicht genau datieren. Sowohl Schimank als auch Stichweh sehen den Beginn der Ausdifferenzierung zu Beginn des 19. Jahrhunderts (vgl. Schimank 1988: 182 und Stichweh 1990: 377-378)

² Dem entspricht der Sachverhalt, dass Sport, der lediglich als lustlose Quälerei um der gesundheitsförderlichen Wirkung betrieben wird, keine bzw. negative Auswirkungen auf die Gesundheit hat



Die Geometrische Gesellschaft

„Wie ein Maler oder ein Dichter erschafft ein Mathematiker strukturierte Werke. Die Werke des Mathematikers müssen schön sein, wie die des Malers oder des Dichters; die Ideen müssen harmonieren wie die Farben oder die Worte. Schönheit ist die erste Prüfung: Es gibt keinen Platz in der Welt für hässliche Mathematik.“

G. H. Hardy'

Entlang technischer Skizzen des „richtigen Sehens“ wurde über Gemälde und Kunstwerke in der frühen Neuzeit eine Zentralperspektive verhängt, die auf Basis mathematischer und geometrischer Mittel eine „realitätsgetreue Abbildung“ der Wirklichkeit erzeugen sollte. (vgl. Burkhart, 2005) Die normativ raumkonstituierende Dimension des Blicks ist in Gestalt ihrer Zahlen und Formen, damals wie heute, das entscheidende Kriterium normativer Weltanschauung und die Gesellschaft in der wir leben ist eine geometrische.

Wohin man auch blickt, bestimmt die Geometrie das soziale Dasein. Bereits in den Grundfesten der menschlichen Wahrnehmung spielt sie eine tragende Rolle. So stützt sich das visuelle System des Menschen bei der Wahrnehmung von Objekten auf ein Basisbezugssystem, bestehend aus drei rechtwinkligen Grundkoordinaten. Man kann auch sagen, wir leben in einer dreidimensionalen Welt, die uns durch die Geometrie zur Interaktion geöffnet ist.

Auf der Grundlage der Geometrie und mit dem Bestreben zur Ordnung, liefert die soziale Praxis dem Menschen schließlich die zur Interpretation freigegebenen Parameter des *Raumes*.

Das Bewusstsein des Menschen gestaltet Räume und Körper aus den pluralen symbolischen und materiellen Figurationen des Universums. Es erzeugt Planeten, Kontinente, Regionen, Vorgärten und kleine Räume aus drei schlichten rechten Winkeln. Die Ergebnisse einzeln erwachsener kognitiver Muster, bilden überall kollektive Ordnungsstrukturen

und übersprachliche Kommunikationsmittel aus: muss der Mensch warten, bildet er eine Schlange, zum Beten reiht er sich auf oder bildet einen Kreis. Der Mensch gleitet auf Achsen und richtet seinen Lebenskurs nach gesellschaftlich normierten Koordinaten aus, die ihn im Lochkarten-Alltag entlang imaginer Linien von Ort zu Ort, von Akt zu Akt bestimmen: vom Abitur bis zum Examen. Von Modul-Eins zu Modul-Zwei: morgens Aronal abends Elmex. Die Routine der Zahlen bestimmt unser Dasein. Gefangen im Parkleitsystem des Lebens ist die kürzeste Strecke zwischen zwei Punkten eine gerade Linie. Das Leben gilt langläufig als zu kurz, sofern der Lebenslauf zu linear verläuft. Umgekehrt sinkt die Überlebenswahrscheinlichkeit für jeden von uns auf null, ist die Zeitkoordinate nur lang genug.²

Der soziale Mensch ist gleichsam Schöpfer, als auch Teil dieser gigantischen Geometrie des Lebens. Er gondelt in einem archimedischen Körper durch eine Welt, deren Grenzen er selbst bestimmt. Er ist umgeben von einem quadratischen Prisma, das punktsymmetrisch auf seine Großhirnrinde zentriert ist - auf die neuronale Urzelle der Mathematik - auf den Ursprung der Symmetrieoperation „Neunzig-Grad“.

„Hence the space too is made up of boxes for living in, of identical plans piled one on top of another or jammed next to one another in rows” (Lefèbvre, 1991: 384).

Dabei ist der Körper nicht systematisch von Räumen zu unterscheiden. Vielmehr bildet der Raum als Operation des Menschen einen Teil seines Bewusstseins, eine Identifikation, ein erstes Potential zum Kontakt mit anderen Menschen und ihren Räumen. Platzierte Körper - Dinge und Wesen - sind Bausteine der Räume und Grundstein der sozialen Handlung. Der Körper ist die Brücke zwischen Welt und Bewusstsein. Eine funktionale Apparatur die Wahrnehmung und Speicher bereithält und anderen menschlichen Körpern selbst Formelement zur Gestaltung ist.

Das Bewusstsein selbst steht in seiner kleinsten Einheit dabei „für eine spezifische, zeitbasierte Operativität, die keine andere Einheit hat als die

Form ihrer Operationen“ (Löw, 2005: 241). Dies macht die Geometrie zu einem Elementarteilchen der Erkenntnis - zum Epizentrum des sozialen Prozesses. Ohne sie gäbe es keinen Raum und keinen Körper. Ohne diese keine Zeit und kein Bewusstsein.

Auf dem langen Weg, weg von den künstlichen Blickregimen der frühen Neuzeit hin zur künstlerischen Anarchie des Atomuhreitalters, ist die mathematisch normative Perspektive individuellen Expressionen wie der kubistischen Struktur gewichen. Doch in der rituellen Einförmigkeit des alltäglichen medialen Hochbetriebes, zeigt sich der Atavismus der menschlichen Lebens- und Kunstgeschichte. Dort ist die zentral-normierte Perspektive nach wie vor in gravierendem Ausmaß vertreten. Jeder Anwender und Betrachter der Mathematik, der die Zahlen und Formen, die Formeln und Körper mit einer Wertung versieht, orientiert sich dabei an einem idealisierten Kanon der gesellschaftlichen Geometrie. Dies wird deutlich etwa, wenn Menschen eins werden mit der Zentralperspektive die die mathematische Menschheit über sie verhängt hat. Paulina Porizkova³: „Ich bin froh, dass die Leute mich schön finden, aber das ist nur eine mathematische Frage: die Anzahl der Millimeter zwischen meinen Augen und meinem Kinn.“

In der geometrischen Gesellschaft sind wir alle Mathematiker. Wir erschaffen strukturierte Werke und sortieren die Welt über normatives Schönheitsverständnis in das Raster des Ästhetizismus; entscheiden zwischen Harmonie und Hässlichkeit. Anders als in der Mathematik, bedeutet Disharmonie allerdings nicht automatisch auch Disfunktionalität. Die Disharmonie unkonventioneller Ideen ist es, die Entwicklung mit sich bringt und der Mut zur Hässlichkeit schließlich, birgt die Chance auf einen eigenen Platz in der Welt.

Thorben Mämecke

Verzeichnis der verwendeten Literatur:

Burkhardt, Maximilian Giuseppe (2005): Erfindung und Apokalypse der ästhetischen Vernunft - Prolegomena zu einer postmodernen Ästhetiktheorie. Bielefeld: Aisthesis Verlag.

Lefèbvre, Henri (1991): The production of space. Oxford.

Löw, Martina (2005): Die Rache des Körpers über den Raum? - Über Henri Lefèbvres Utopie und Geschlechterverhältnisse am Strand, in: Schroer, Markus (Hrsg.): Soziologie des Körpers. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Fußnoten

¹ Zitiert aus: Maier, Peter H. (2003): Körper und Raum - Die dritte Dimension: Ein Lehrbuch der Polyedergeometrie und eine Klassifikation konvexer Polyeder. Hildesheim, Berlin: Verlag Franzbecker.

² Vgl.: Tylor Durdon.

³ Paulina Porizkova ist Schauspielerin und Fotomodel.

Inspirierende Vorbilder – die Helden von heute

Dieses Buch erzählt in Interviews von Menschen, die sich aktiv für unsere Gesellschaft einsetzen. Prominent oder unauffällig handelnd, haben sie alle etwas gemeinsam: Sie sind begeistert von dem, was sie tun und motiviert, etwas vom eigenen Glück an die Welt zurückzugeben.

Das vorliegende Buch zeichnet Begegnungen mit 47 Menschen auf, die überpersönlich zum Wohle anderer handeln. Es berichtet ebenso von spektakulären, herausragenden Aktionen wie von unauffälligen, gewöhnlichen und scheinbar alltäglichen Handlungen. Wie jede Heldensage erzählt auch dieses Buch aus dem wahren Leben von Menschen in unterschiedlichen Phasen: von den ersten, unsicheren Schritten, von Glanz-Zeiten oder Zeiten kritischer Selbstreflexion. Die kurzen inspirierenden Texte werden visuell durch Photos und ausführliche Beschreibungen der Projekte bzw. Bewährungsfelder der „Helden“ ergänzt.

Interviewpartner aus Deutschland, Österreich und der Schweiz. U.a.: Nomi Baumgartl, Peter Maffay, Paul van Dyk, Ruth Jüttner, Caty Hartung, Rüdiger Nehberg, Vera Bohle, Jakob von Uexküll, Anna Gamma, Hans Peter Dürr, Salut Saloon, Alfred Biolek, Miha Pogacnik, Kirstin Kuhnert u.v.a..

Dieses Buch zeigt Menschen, die über ihre eigenen konkreten Bedürfnisse hinaus aktiv die Welt mitgestalten und inspiriert damit nicht nur junge Menschen. Es berichtet von „Heldentum“ im Alltag und verdeutlicht ein Prinzip, welches über Kulturgrenzen hinweg gültig ist: Wer sich mit der richtigen Motivation dem Leben stellt und sich konstruktiv einmischt, erhält das größte Geschenk nebenbei – ein kostbares, einmaliges Leben.



Michael Fuchs / Steffen Gill (Hrsg.)

Moderne Helden

184 Seiten, engl. Broschur, 23 x 23 cm

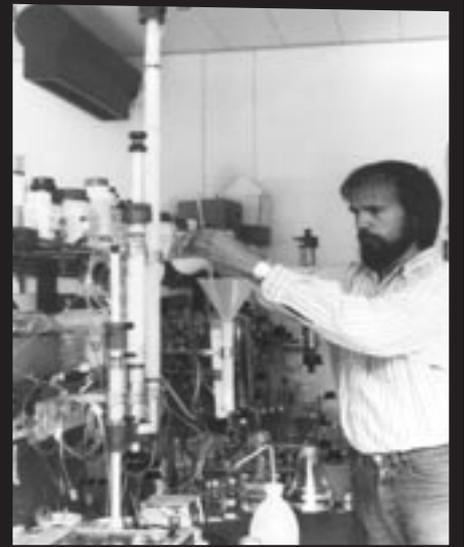
€ (D) 20,00 / sFr 35,10 • ISBN 3-89901-055-8

www.moderne-helden.de



Michael Fuchs bereist die Welt als freier Autor und Unternehmensberater. Sein Leben teilt sich auf in internationale Lehrtätigkeit, systemische Unternehmensberatung sowie zahlreiche gemeinnützige Projekte.

Steffen Gill lebt als freier Autor und Feng Shui Experte in Hamburg. Neben Beratung, Lehrtätigkeit und Coaching engagiert er sich in ehrenamtlichen Projekten.



Einführung in den Schwerpunkt Wissenschaft & Technik // 46
Christofer Mühlenhof, Ulf Ortmann

Von Studium zum Job // 49
Johanna Kimler

Lehrforschungsbericht // 53
Stefanie Fese, Mirijam Möllmann

„Erst einmal Wissenschaft betreiben, ehe man über sie forscht“

Über den Weg in die Wissensgesellschaft, tiefenpsychologische Störungen und das Studium am Bielefelder Institut für Wissenschafts- und Technikforschung

Mit großer Weitsicht erblickten die Herren des Gründungsausschusses unserer Uni in der „Zusammenführung von Wissenschaft und Praxis ein wichtiges Mittel zum wechselseitigen Verständnis und zur beiderseitigen Bereicherung“. Folgerichtig habe die neue Universität durch „geeignete Einrichtungen zur Erreichung dieser Ziele“ beizutragen. Noch heute bereiten sich Bielefelder Soziologiestudenten auf ein Leben zur beiderseitigen Bereicherung von Wissenschaft und Praxis vor, wenn sie sich für den Praxisschwerpunkt (PSP) oder das Fachmodul „Wissenschafts- und Technologiepolitik“ entscheiden. Wer an diesem Schwerpunkt studiert, muss Lust darauf haben „irgendwas mit der Wissenschaft zu tun zu haben“, sagt Peter Weingart vom Institut für Wissenschafts- und Technikforschung (IWT), der sich schon länger mit Themen der Wissenschaftsforschung auseinandersetzt. Dabei sei es in der modernen Gesellschaft gar nicht mehr so einfach ohne Wissenschaft auszukommen: wissenschaftliches Wissen sei zum zentralen Moment zeitgenössischer Vergesellschaftungsprozesse geworden. Gesellschaft sei demzufolge nicht länger als Industriegesellschaft, sondern als Wissensgesellschaft zu beschreiben, die nicht mehr durch den Besitz materieller Produktionsmittel, sondern zunehmend durch die Verfügung über wissenschaftliches Wissen

strukturiert werde. Als die Diagnose der Wissensgesellschaft noch nicht so prominent war und die meisten Soziologen noch an Marx glaubten, bemühte man sich in Bielefeld schon um die Umsetzung der vom Gründungsausschuss gegebenen Empfehlung, Wissenschaft und Praxis „zusammenzuführen“. Noch im gleichen Papier, den „Empfehlungen für die Universität Bielefeld“ vom 24. Juli 1967 legte der Gründungsausschuss fest: „Für alle Institute (die heute Fakultäten heißen, U.O.) gemeinsam erheblich ist der Schwerpunkt für die Gesamtuniversität (Universitätsthematik): Wissenschaftstheorie, -Geschichte, -Planung und -Didaktik.“ Und obwohl sich der „Universitätsschwerpunkt (USP) Wissenschaftsforschung“ nicht in jeder Fakultät großer Beliebtheit erfreute, war Wissenschaftswissenschaft in



Wer an diesem Schwerpunkt studiert, muss Lust darauf haben „irgendwas mit der Wissenschaft zu tun zu haben“
Peter Weingart

Bielefeld fortan etabliert. Nichtsdestotrotz ließ der Vorsitzende der Fachkommission Chemie Hasso Moesta, noch nachdem Peter Weingart im Juni 1971 die Geschäftsführung des USPs bereits übertragen worden war, Rektor Grottemeyer wissen:

„Es mag an der Mentalität des den realen Dingen zugewandten Naturwissenschaftlers liegen, daß man erst einmal Wissenschaft betreiben mußte, ehe man über sie forscht. Wenngleich also unsere

Stellungnahme möglicherweise auf einer tiefenpsychologischen Störung beruht, möchten wir es trotzdem ablehnen, an einem solchen Projekt mitschuldig zu sein.“

Obwohl das Projekt Wissenschaftsforschung trotz dieser Gegenstimme in Bielefeld realisiert wurde, hat Herr Moestas bissiger Kommentar zum damals noch so genannten USP einen Funken Wahrheit bewahrt: Naturwissenschaftler sind bis heute im 1993 in „Institut für Wissenschafts- und Technikforschung“ umgetauften Universitätsschwerpunkt eher die Ausnahme.

Ebenso konstant wie die Abwesenheit von Naturwissenschaftlern ist auch die Programmatik der Bielefelder Wissenschaftsforschung: fasste man Anfang der siebziger Jahre den Plan „wissenschaftliche Lehre und Forschung (...) auf die sie leitenden Ziele, Interessen, Methoden und Organisationsweisen“ hin zu untersuchen, so ist zwar der Einfluss Thomas S. Kuhns „wissenschaftlicher Revolution“ in der aktuellen IWT-Programmatik nicht mehr so prägend. Doch die „Erforschung der institutionellen und epistemischen Erscheinungsformen von Wissenschaft und Technik“ lässt sich leicht in die dreißig Jahre ältere Version aus dem „Vorschlag zum Aufbau des USP Wissenschaftsforschung“ übersetzen. Derzeit werden im IWT insbesondere die Erscheinungsformen Hochschule, wissenschaftliche

HIER SPRICHT DER DIPLOMSTUDENT:

Ob es sich bei meiner Wahl des Schwerpunktes im Hauptstudium wirklich um eine solche gehandelt hat, kann ich nicht mehr mit Bestimmtheit sagen. Zumindest wurde mir bei der Studienberatung nahegelegt, sich möglichst umgehend zu entscheiden, was ich in Anbetracht der abzuleistenden SWS nur jedem ans Herz legen kann. Meine Erwartungen an den Schwerpunkt wurden maßgeblich geprägt durch die Beschäftigung mit Habermas' (Technik und Wissenschaft als Ideologie, 1968) und das Seminar Umweltsoziologie, wobei mich letzteres durch seinen unmittelbaren Praxisbezug begeisterte. Was nun Habermas angeht, so wurden meine Erwartungen in bezug auf eine kritische Auseinandersetzung mit den Errungenschaften von Wissenschaft und Technik teilweise enttäuscht, da sich die Wissenschaft manchmal ein wenig zu sehr um sich selbst zu drehen scheint. Ansonsten kann ich sagen, dass das Studium am IWT mir bis jetzt einen guten Eindruck davon vermitteln konnte, was Wissenschaft ausmacht, was sie leisten kann und (besonders) wo ihre Grenzen liegen.

Politikberatung und Technikfolgenabschätzung in einzelnen Projekten erforscht.

Wir wollen die Geschichte des IWT nicht weiter vertiefen und begnügen uns an dieser Stelle mit einem Re-entry. Im Folgenden stellen wir die institutionellen Erscheinungsformen der Lehre von Wissenschafts- und Technikforschung vor. Erschienen älteren Generationen die Lehre am IWT in der kargen Unterscheidung von Diplom- und Promotionsstudiengang, so bietet sich uns heute ein bunter Strauß von Studiengängen. So bietet das IWT ein spezifisches Programm für Diplom-, BA-, MA- und Promotionsstudenten, in dem die allgemeine IWT-Thematik nicht zu verkennen ist.

1. Der PSP Wissenschafts- und Technologiepolitik

Im Rahmen des Diplomstudiengangs Soziologie kann sich der bzw. die Studierende zwischen verschiedenen berufsfeldbezogenen **P r a x i s s c h w e r p u n k t e n** entscheiden, darunter fällt auch der Praxisschwerpunkt Wissenschafts- und Technologiepolitik. Inhaltlich verbirgt sich dahinter die Erfassung der Zusammenhänge von Wissenschaft, Technologie und Gesellschaft oder anders ausgedrückt geht es um die Formen der sozialen Organisation von Wissenschaft und Forschung (universitäre, sowie außeruniversitäre Forschungseinrichtungen in ihrem aktuellen Zustand und ihrer Entwicklung). Einen weiteren Schwerpunkt bildet



Norbert Elias bei der wissenschaftlichen Arbeit

das Feld der Forschungspolitik. Hier sind zum einen besonders die Bereiche „Wissenschaft und Öffentlichkeit“ und „Hochschul- und Wissenschaftsmanagement“ prominent, zum anderen „Innovationsmanagement“ und „Partizipation“.

In drei Einführungsveranstaltungen zu Wissenschafts- und Techniksoziologie, sowie Forschungs- und Technologiepolitik sollen generelle Kenntnisse von der Materie vermittelt werden, die in weiterführenden Veranstaltungen vertieft und mit theoretischer Fundierung versehen werden sollen. Grob einteilen lassen sich diese in Technikfolgenabschätzung, Wissenschaftsevaluation, Wissenschaft und Öffentlichkeit.

Neben den Einführungs- und Vertiefungsveranstaltungen werden im PSP auch Lehrforschungen abgehalten (s.u.). Außerdem ist ein 20-wöchiges

Praktikum zu absolvieren.

Zudem besteht für Studierende die Möglichkeit an einer von 15 Partneruniversitäten, die im Network of European Centers of Science and Technology Studies organisiert sind, ein Semester im Ausland zu verbringen.

2. Das Fachmodul „Wissenschaft, Technik und Medien“

Im BA Soziologie wird ebenfalls ein Schwerpunkt „Wissenschaft, Technik und Medien“ gelehrt. Das Fachmodul wird über zwei Semester gelehrt wird mit einer benoteten Einzelleistung in Form einer Hausarbeit oder einer mündlichen Prüfung abgeschlossen.

Das Modul besteht aus den Übungen „Wissenschaftsforschung“, „Technischer Fortschritt und sozialer Wandel“, „Innovation, Modernisierung,

Beratung und Expertise“. In diesen wird versucht den Studierenden die Felder „Hochschul- und Wissenschaftsmanagement“ und „Innovationsmanagement“ sowie die Beziehungen zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit näher zu bringen.

Das Modul soll Kenntnisse über die theoretischen Zugänge der soziologischen Analyse von Wissenschaft und Technik vermitteln. Mit diesen Kenntnissen sollen die Studierenden den Übergang von der Industrie- zur Wissensgesellschaft begreifen lernen. Des Weiteren sollen Kompetenzen im Umgang mit quantitativen Indikatoren und der Anfertigung von Fallstudien vermittelt werden. Ebenso sollen die Studierenden Techniken der medialen Wissenschaftskommunikation und Verfahren der demokratischen Technikbewertung kennenlernen.

Zusätzlich soll das im Modul erlangte Wissen den einzelnen in die Lage versetzen Fragen zum Verhältnis von Wissenschaft und Ethik kompetent und kritisch zu diskutieren.

3. MA “History, Philosophy and Sociology of Science”

An der Fakultät für Soziologie wird der Masterstudiengang “History, Philosophy and Sociology of Science”, kurz HPSS, angeboten. Der Studiengang ermöglicht

HIER SPRICHT DER DOKTORAND

Die Frage ob man überhaupt promovieren sollte muss jeder für sich beantworten. Mit Blick auf die inner- und außerwissenschaftlichen Berufsaussichten gibt es meiner Ansicht nach nur zwei Alternativen: Entweder man will eine wissenschaftliche Karriere machen und dann muss man sich möglichst intensiv und extensiv auf die Bedingungen des Wissenschaftssystems einlassen: Publizieren, vortragen, die Werbetrommel rühren. Die andere Möglichkeit ist sich für einen konkreten Berufszweig mit einer Dissertation zu munitionieren und dann sollte man kontinuierlich den Kontakt zu diesem Arbeitsmarkt pflegen. Das Graduiertenkolleg richtet sich an beide Protagonisten und wie die meisten Kollegen so stehe leider auch ich zwischen diesen beiden Alternativen und man muss aufpassen nicht in eine berufsbiographische Sackgasse zu laufen. Die Entscheidung über den Berufsweg wird einem nicht vom Graduiertenkolleg abgenommen, sondern dieses bildet nur einen Rahmen zur (leider meist zu spät herbeigeführten) Entscheidungsfindung. Man hat hier eine Menge Freiräume und (finanzielle) Möglichkeiten sein eigenes Ding zu machen, aber man muss es eben auch selbst tun. Es gibt hier nur wenige und dann auch nervige „Dienstverpflichtungen“ die einem abverlangt werden und so manches Mal von der eigentlichen Arbeit ablenken: Berichte, Vortanzen im Kolloquium und eine Theorieworkstatt, welche die Unmöglichkeit zu bearbeiten versucht ein interdisziplinäres Kolleg und hochgradig spezialisierte Doktorarbeiten mit gemeinsamen Grundwissen auszustatten. Formal geforderte Interdisziplinarität und ein damit einhergehender „Kollektivierungs-“ oder „Gemeinschaftszwang“ ist hier durchaus spürbar, aber ich konnte mich dem zumindest entziehen und meine eigenen Gesprächspartner aussuchen. Neben den Finanzierungsmöglichkeiten liegt der größte Vorteil des Graduiertenkollegs vor allem im sozialen Umfeld: Man hat einen ganzen Haufen von Schicksalsgenossen um sich und kann sich so sehr schnell seine Bezugsgruppe formieren, nicht nur für die Dissertation, sondern auch um in Bielefeld anzukommen. Gerät man dann wieder in den Hazard des akademischen Arbeitsmarktes, dann ist der weit über die Grenzen Bielefelds hinaus vernehmbare gute Ruf des IWT's sicherlich hilfreich. Wenn man über eins der beiden oben genannten Motive für eine Promotion verfügt, dann bietet das Graduiertenkolleg einen guten Rahmen, der durch Eigeninitiative erst noch gefüllt werden muss.

Marc Torka

allen Hochschulabsolventen, die mindestens sechs Semester studiert haben und eine schriftliche Abschlussarbeit vorweisen können (üblicherweise ein Bachelorabschluss), nach vier Semestern Studienzeit den Masterabschluss mit Qualifikationen im Bereich der Wissenschafts- und Technikforschung.

Die interdisziplinäre Ausrichtung des Studiengangs involviert, neben der Fakultät für Soziologie, auch die Abteilungen Geschichte und Philosophie der Fakultät für Geschichte, Philosophie und Theologie. Die Schwerpunkte des Studiengangs werden in vier Hauptmodulen vermittelt: Wissenschaftssoziologie, -geschichte, -politik und -philosophie.

Neben den vier Hauptmodulen gibt es noch ein Einführungsmodul, einen frei wählbaren Ergänzungsbereich und ein Praktikumsmodul. Das Praktikumsmodul umfasst ein sechswöchiges Praktikum bei einer außeruniversitären Einrichtung, die Teilnahme an einem Praktikerkolloquium, sowie die Anfertigung eines Praktikumsberichts. Während der vier Semester im MA HPSS ist ein einsemestriges Auslandsstudium vorgesehen, das an einer der Partnereinrichtungen in den Niederlanden, der Schweiz, Frankreich oder den USA absolviert werden kann. Prinzipiell ist der Aufenthalt auch überall dort möglich, wo Lehrveranstaltungen auf Masterniveau mit dem Inhalt Wissenschaftsforschung angeboten werden. Im abschließenden Mastermodul wird die 70-seitige Masterarbeit angefertigt.

Noch steckt HPSS in den Kinderschuhen: Waren im Sommersemester 2006 lediglich 3 Menschen in diesem Master eingeschrieben, so sind es auch in diesem Semester nur 12 HPSS-Studenten.

4. Das Graduiertenkolleg "Auf dem Weg in die Wissensgesellschaft"

Wer nach dem Diplom oder Master immer noch Lust auf Wissenschaftsforschung hat, kann sich für ein Promotionsstipendium am IWT bewerben. Im Sommersemester 2006 waren 15 Promotionsstipendiaten im Graduiertenkolleg „auf dem Weg in die Wissensgesellschaft“.

Graduiertenkollegs werden von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) und den Bundesländern getragen und fördern die Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses. Hauptsächlich werden von diesen Institutionen Dissertationsvorhaben unterstützt. Einige wenige Damen und Herren werden von der DFG auch vor ihrem ersten wissenschaftlichen Abschluss (als sogenannte Forschungsstudierende) oder nach der Promotion gefördert, als Postdocs. In der BRD bestanden 2004 insgesamt 270 Graduiertenkollegs, gut ein Viertel davon waren geistes- und sozialwissenschaftlich ausgerichtet. Knapp sieben Prozent aller abgeschlossenen Promotionsprüfungen wurden in Graduiertenkollegs abgelegt.

Man kann, wenn man will, diese Institution als ein Phänomen okzidentaler Rationalisierung deuten: Promotionsstudenten stehen hier weniger in persönlicher Abhängigkeit zu einem übermächtigen Doktorvater, sondern werden durch ein bürokratisches Programm zur Promotion geführt. Dieses Programm soll, so schreibt der Geldgeber DFG vor, am Forschungsprogramm des Instituts ausgerichtet sein, an dem das jeweilige Graduiertenkolleg angesiedelt ist. Wer am IWT promoviert, entscheidet sich deshalb für eine Promotion aus dem Dunstkreis der Wissensgesellschaft.

Wie auch die Programme für den MA HPSS oder den PSP „Wissenschafts- und Technologiepolitik“, so ist auch das Graduiertenkolleg des IWT interdisziplinär ausgerichtet: Stipendiaten kommen nicht nur aus den Sozialwissenschaften, sondern auch aus der Geschichtswissenschaft, der Philosophie oder der Biologie. Allerdings sind sozialwissenschaftlich ausgebildete Graduierte deutlich in der Überzahl. So ist der Auftrag ans Graduiertenkolleg ein doppelter: einerseits Wissenschaft aus verschiedenen Blickwinkeln zu betrachten und andererseits eine disziplinenübergreifende Perspektive zu erarbeiten. Diese übergreifende Perspektive wird zum einen in traditioneller Form eingeübt: im Kolloquium präsentieren nicht nur Stipendiaten, sondern auch Lehrende, Gäste und

HIER SPRICHT DIE BERUFSEINSTEIGERIN

Während meiner Lehrforschung zum Thema „Hochschulen im Wettbewerb“ begann ich mich für das Berufsfeld Qualitätssicherung an Hochschulen und Hochschulpolitik zu interessieren. Ein erster Praxistest hierzu war mein Praktikum bei der Wissenschaftlichen Kommission Niedersachsen (WKN), die im Auftrag des niedersächsischen Wissenschaftsministeriums Forschungsevaluation an Hochschulen und Forschungsinstituten betreibt. Schon dort fand ich es faszinierend, praktische Einblicke in ein Evaluationssystem basierend auf der gegenseitigen Bewertung durch Fachkollegen (peer review) zu bekommen. Spätestens mit meiner Diplomarbeit zur Arbeitsmarktakzeptanz von Bachelor und Master wurde mir endgültig klar, dass ich gerne im hochschulpolitischen Bereich arbeiten möchte. Es stellte sich allerdings die Frage, ob ich als Berufseinsteigerin und ohne Promotion in diesem Bereich eine Chance haben würde.

Tatsächlich ging es dann viel schneller als gedacht. Mit meiner Praktikumserfahrung aus der Forschungsevaluation bin ich nun quasi auf der anderen Seite, der Qualitätssicherung der Lehre, gelandet. Seit kurzem bin ich Programmkoordinatorin bei der Akkreditierungsagentur ACQUIN. Dort betreue ich Verfahren zur Akkreditierung von Bachelor- und Masterstudiengängen, an denen Professoren des jeweiligen Faches, Vertreter der Berufspraxis und Studierende beteiligt sind.

Auch wenn ich noch recht neu bin, ist es jetzt schon spannend zu sehen, wie bei den Gesprächen im Rahmen der Vor-Ort-Begehungen konstruktive Diskussionen zwischen Gutachtern und Hochschulvertretern entstehen und die Hochschulen eine meist sehr gewinnbringende Außensicht auf ihre Studiengänge erhalten.

Außerdem macht es Spaß, unterschiedliche Hochschulen mit ihren sehr unterschiedlichen Profilen und Strukturen kennenzulernen.

Ausschlaggebend bei der Einstellung waren meine Forschungskennnisse im Bolognaprozess, die Praktika und nicht zuletzt die kurze Studiendauer. Was eine Soziologin nun für diese Arbeit besonders qualifiziert? Unsere Geschäftsstelle zeichnet sich dadurch aus, dass unsere Mitarbeiter die verschiedensten fachlichen Hintergründe haben. Gemeinsam haben sie aber ihre vorherige Erfahrung im Bereich Wissenschaftsverwaltung, Koordination der Lehre oder ähnlichem. Es lohnt sich also, sich während des Soziologiestudiums in Bielefeld im Praxisschwerpunkt ein klares Profil zuzulegen!

Ob ich noch promovieren werde, halte ich mir noch offen. Letztendlich geht es in der Akkreditierung natürlich auch darum, dieses noch sehr junge System weiterzuentwickeln. Hier werde ich also sicher noch auf viele Fragen der Qualitätssicherung an Hochschulen stoßen, die es wert wären, sich noch einmal tiefer damit auseinanderzusetzen.

Johanna Kimler
(kimler@acquin.org)
www.wk.niedersachsen.de
www.acquin.org



Gegenseitige Bewertung durch Fachkollegen?!
(v.l. N.Luhmann, H. Schelsky u.a)

assoziierte Mitglieder des Graduiertenkolleg ihre Forschungsvorhaben. Das Kolloquium zu besuchen sei jedem ans Herz gelegt, der erleben möchte, wie Wissenschaftler Kritik üben und einstecken müssen. Speziell für Mitglieder des Graduiertenkollegs hingegen organisiert werden Methoden- und Theoriwerkstatt. Hier werden Doktoranden mit Theorien und Methoden zur Diagnose der Wissensgesellschaft vertraut gemacht.

Einblicke in ihre Arbeit gewähren die IWT-Doktoranden mitunter auch in ihren Lehrveranstaltungen. Von der Nähe zu aktuellen Forschungsprojekten lebe das Lehrangebot, meint Sybilla Nikolow vom IWT, die in diesem Semester gemeinsam mit einer Doktorandin ein Seminar zur Wissenschaft in der DDR veranstaltet.

Für HPSS-Studierende bietet das Graduiertenkolleg ein besonderes Bonbon: das Forschungsstipendium. Forschungsstudierende sollen möglichst schnell an die aktive Forschung herangeführt werden, indem sie am Kolloquium, an Workshops, alltäglichen Besprechungen im Institut und an Weihnachtsfeiern teilnehmen. Darüber hinaus sind Forschungsstudierende verpflichtet einen an einem Teilprojekt des IWT (etwa zur Politikberatung oder zur Technikfolgenabschätzung) ausgerichteten Bericht zum Ende ihrer bis zu 12-monatigen Förderung vorzulegen. Dieses Engagement wird mit 350 Euro im Monat entlohnt. Allein zum Studienabschluss darf der Abschlussbericht nicht verwendet werden.

Die Zusammenführung von Wissenschaft und Praxis als Beruf

Max Weber zweifelte schon vor langem, ob es einem „Privatdozenten, vollends einem Assistenten, jemals gelingt, in die Stelle eines vollen Ordinarius oder gar eines Institutsvorstandes einzurücken“. Dies sei eine „Angelegenheit, die einfach Hazard ist“. An die Chance eines Studenten in einer akademischen Karriere zu reüssieren, wagte er nicht zu denken.

Wer diesen Hazard nicht selbst ertragen möchte und trotzdem Wissenschaft zum Beruf hat, der kann mit einem IWT-Studium das Treiben der Wissenschaft aus sicherer Entfernung verfolgen: „Wir haben gute Erfahrungen damit gemacht, dass wir Studenten in die Wissenschaftsverwaltung schicken. Das reicht von Stiftungen über Ministerien bis hin zum Wissenschaftsrat“ sagt Peter Weingart. Prinzipiell geben sich alle Studiengänge am IWT dieses Profil. Weingart aber meint, dass die Arbeitsmarktchancen mit der Höhe des Abschlusses steigen: „In vielen Fällen, und das trifft für die Wissenschaftsverwaltung besonders zu, wird die Promotion vorausgesetzt.“

Die meisten Kollegiaten des von 1993 bis 2002 am IWT angesiedelten Graduiertenkollegs sind allerdings in der Forschung geblieben: 25 von 30 ehemaligen Kollegiaten arbeiten in (außer-)universitären Forschungseinrichtungen, darunter vier (Junior-)Professoren. Nur zwei ehemalige Kollegiaten sind in der Wissenschaftsverwaltung tätig. Die Berufsaussichten für Absolventen der gerade angelaufenen Studiengänge Bachelor und HPSS sind freilich noch nicht zu beziffern. Erst „im Laufe eines halben Jahrzehnts“ erwartet der Modulbeauftragte Alfons Bora gesicherte Aussagen über die Berufschancen seiner Schützlinge. Malte Schophaus, im Sommersemester noch IWT-Stipendiat, äußerte sich vor einem halben Jahr skeptisch zu den Jobperspektiven nach der Dissertation: „Die Promotion ist kurzfristig eine Karrierebremse“, sagte er gegenüber der sozusagen. Heute arbeitet er als wissenschaftlicher Referent in der niedersächsischen Wissenschaftskommission, die der Planung des Hochschul- und Forschungssystems im benachbarten Bundesland beratend zur Seite steht. Er hat noch vor der Promotion den Absprung in die Forschungspolitik geschafft und den Hazard des Wissenschaftsbetriebs hinter sich gelassen.

Christopher Müllenhof, Ulf Ortmann

Technikkonflikte

Die Lehrforschung markiert einen entscheidenden Punkt innerhalb des Soziologiestudiums. Dieser persönliche Bericht zeigt, wie sie in der Entwicklungssoziologie aussehen kann.

von Stefanie Fehse, Mirjam Möllmann

Kurz vor Abgabe des Lehrforschungsberichts

1. Szene: An einem sonnigen Nachmittag vor dem Haus der Oma

(Kasperl tritt auf.)

Kasperl Tri tra trullala, tri tra trullala, Kasperle ist wieder da...! Ist da jemand? Ja? Schön, dass Ihr da seid. Hallo!!
 Wisst Ihr, was hier los ist? Meine Freundinnen Greta und Gretel schreiben gerade ihren Lehrforschungsbericht! Um Technikkonflikte soll's da gehen ... Also, ich weiß gar nicht so genau, was das sein sollen, diese Technikkonflikte.
 Aber eins ist klar: Seitdem die beiden an dem Bericht schreiben, sind sie zu gar nichts mehr zu gebrauchen. Nie haben sie Zeit! Sie werden immer blasser und sind ständig im Stress. Das ist doch langweilig! Oma hat ihre liebe Last mit ihnen. Sie pflegt sie und füttert sie durch, aber ich glaube, bald ist ihre Geduld zu Ende. Und Prinzessin Lirifée schläft immer im Flur auf dem Boden, wenn sich die beiden die Nacht vor dem Computer um die Ohren hauen. Der Seppel kann's auch kaum glauben!
 Na ja, und der Zauberer Tempurius macht sich seinen Spaß mit ihnen und ärgert sie, wo er nur kann. Er klaut ihnen die Zeit und verdreht die Buchstaben, wenn sie gerade mal nicht aufpassen. Zum Glück verrät ihnen Alfonso der Große immer mal wieder kleine Tricks, sonst hätten die keine Chance gegen Tempurius.

(Gretel und Greta kommen um die Ecke.)

Kasperl Ach, guckt mal, da kommen die beiden ja gerade. Hallo, Ihr zwei, hört Ihr mich?

Greta Hallo Kasperl!

Gretel Hallo!

Greta Du, wir haben grad gar keine Zeit. Es sind ja nur noch fünf Tage bis zum vierten Oktober – dann müssen wir den Bericht abgeben, aber wir haben den roten Faden verloren.

Gretel Wir wissen auch nicht, wo wir den wieder herholen sollen ... Drück uns mal die Daumen, Kasperl. Tschü-üs!

Greta Bis bald!

Kasperl Na dann...

(Greta und Gretel gehen ab.)

Kasperl Seht Ihr? So ist das mit den beiden. Und bei dem roten Faden hatte bestimmt Tempurius seine Finger im Spiel.
Lasst uns die beiden mal im Auge behalten. Vielleicht können sie unsere Hilfe noch gut gebrauchen.

(Kasperl geht ab.)

2. Szene: Im Studierzimmer am frühen Abend

(Gretel und Greta sitzen am Computer, umgeben von zahlreichen Büchern, Zetteln, Mind-Maps und Stiften. Auf dem Nebentisch stehen Tassen und Pralinen.)

Kasperl versteckt sich hinter der Teekanne)

Gretel Das mit den Technikkonflikten sollten wir präziser fassen. Das kann doch nicht so schwierig sein! Es gibt Konflikte im Zusammenhang mit der Legislative und solche im Zusammenhang mit der Exekutive. Die einen sind Konflikte über Technik im Allgemeinen und die anderen Konflikte über Technik im Einzelfall. Punkt.

Greta Mh.

Kasperl *(leise)* Versteht Ihr, was die meinen?

Greta Wir müssen auf jeden Fall eine saubere Unterscheidung einführen.

Gretel Gut. Dann broseln wir mal los.

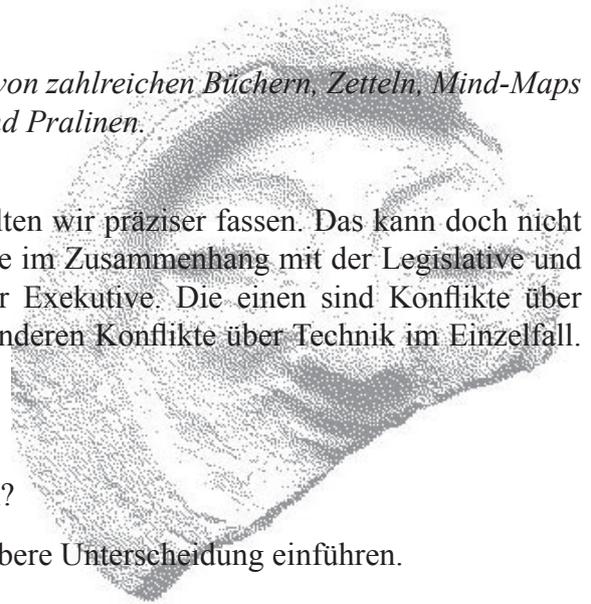
Greta Hm. – Ich schreib mal was...

(Unbemerkt taucht plötzlich der Zauberer Tempurius auf.)

Tempurius *(murmelt vor sich hin)* Die Zeit ist reif für meinen phänomenalen Non-escriba-Zauber. Die werden sich noch wundern! Ha ha ha!!
Hokus Pokus grüner Zander – alle Wörter durcheinander!

Greta Was hast Du vorhin gesagt mit der Legislative und Exekutive? Wie soll ich das hinschreiben?

Gretel Warte mal, wie war das doch gleich?



Kasperl Habt Ihr das gesehen? Da war der Tempurius am Werk! Jetzt müssen wir was unternehmen. Am besten bitten wir Alfonso den Großen um Rat.

(Kasperl eilt davon.)

Gretel Ich glaube, wir brauchen mal ,ne Pause. Und der Tee ist doch auch schon wieder alle, oder?

Greta Stimmt. Während wir neuen kochen, können wir hier auch gleich durchlüften.

Tempurius Na, das kann dauern, bis die weitermachen. Mal sehen, wem ich noch die Zeit stibitzen kann.

(Tempurius verschwindet.)

Zwischenspiel in der Küche

(Während Greta und Gretel Wasser kochen, kommt Seppl von einer Party wieder. Er betritt gähnend die Küche, um noch etwas zu essen.)

Seppl Was? Seid Ihr immer noch zugange?

Greta Ja, und wir sind auch noch laaange nicht fertig...

Seppl Ist das normal?!? Dann will ich erst gar nicht anfangen zu studieren.

3. Szene: Am späteren Abend im Studierzimmer

(Gretel und Greta sind wieder bei der Arbeit. Ohne Tempurius geht es besser voran, der Absatz ist beinahe fertig.)

Greta So, jetzt müssen wir nur noch ,allgemeine Technikkonflikte' und ,Gesetzgebung' in einen schönen Satz bringen.

(Da geht die Tür leise auf, und Prinzessin Lirifée steckt den Kopf ins Zimmer.)

Lirifée *(ganz verschlafen)* Kann ich jetzt hierhin kommen zum Schlafen?

Gretel Nein, tut mir leid. Wir müssen noch sehr viel schreiben. Geh wieder in Dein Bett!

(Lirifée geht ab und schläft kurze Zeit später im Flur weiter.)

Greta Ich glaub, so geht's. Am besten lesen wir den Absatz Oma noch mal vor. Ob die noch wach ist?

Gretel Ich schau mal nach.

(Gretel geht ab und kommt kurz darauf mit Oma zurück.)

Oma *(leicht genervt)* Na, dann lies mal vor.

Greta *(liest vor)* Grundsätzlich sind zwei Arten von Technikkonflikten zu unterscheiden. Auf der einen Seite gibt es allgemeine Technikkonflikte, die sich an Fragen der Gesetzgebung entzünden. Diese sind also Konflikte von gesamtgesellschaftlicher Bedeutung über Technik im Allgemeinen. Auf der anderen Seite führt auch die Gesetzesanwendung, also Technik im Einzelfall, zu Konflikten, die in der Regel von lokalem Interesse sind.

Kann man das verstehen?!?

Oma Ja. *(Pause)*
Sagt mal, wie lange sitzt Ihr jetzt eigentlich schon an diesem Absatz?

Gretel Hm, ja, aber jetzt ist er gut, nicht wahr?

Oma Ich finde, Ihr solltet mal ,nen Zahn zulegen. Später kann Euch das niemand bezahlen, wenn Ihr alles so supergenau macht.

Greta Ja, aber in der Wissenschaft muss man sich halt so supergenau ausdrücken...

Oma Hauptsache Ihr werdet jetzt fertig. Ich geh schlafen.

Gretel Schlaf gut! Und vielen Dank!

Greta Ja, und gute Nacht!

(Oma wendet sich zur Tür, durch die Kasperl gerade hereinschlüpft.)

Kasperl Guten Abend, allerseits! Ich bringe eine Nachricht von Alfonso dem Großen. Er kann jetzt auch nichts mehr für Euch tun, aber er meint, dass wäre auch gar nicht nötig. Ihr braucht den Bericht einfach nur zu Ende zu schreiben.

Greta *(murmelt vor sich hin)* Ja, der hat gut reden...

Gretel *(seufzt)* ...als ob das so einfach wäre...

Kasperl *(zu den Zuschauern gewandt)* Ich habe noch mal über die Sache mit den Technikkonflikten nachgedacht. Ich glaube, ich weiß jetzt, was es damit auf sich hat: Greta und Gretel reden immer über bestimmte Techniken, wie das geht mit dem wissenschaftlichen Arbeiten. Und wenn ich das richtig verstanden habe, sind sie in Bezug auf diese Techniken anderer Meinung als Oma... Oder was meint Ihr?

Die harten Fakten

Die dreisemestrige Lehrforschung „Technik-konflikte - Verfahren und Funktionen der Bürgerbeteiligung“ im Praxisschwerpunkt Wissenschaft und Technologiepolitik fand vom Sommersemester 2004 bis Sommersemester 2005 statt. Veranstalter waren Alfons Bora und Peter Münte. Wir werden hier zunächst in das Thema partizipative Technikbewertung einführen und in einem zweiten Schritt das Vorgehen in dieser Lehrforschung beschreiben.

Im Zusammenhang mit der Entwicklung neuer Hochtechnologien, wie Kernenergie oder Gentechnik, ist ein gesellschaftlicher Wandel zu beobachten. Die Gefährdungen, die von diesen Technologien ausgehen, werden zunehmend als Risiko kommuniziert, das heißt auf gesellschaftliche Entscheidungen zugerechnet. Besonders wenn potentiell Betroffene nicht die Entscheider sind, kommt es zu Technikkonflikten. Es stellt sich die Frage, wie diese risikoreichen Hochtechnologien gesellschaftlich bewertet und reguliert werden können. Seit den 60er Jahren hat sich das sogenannte Technology Assessment etabliert. Es handelt sich um Politikberatung durch wissenschaftliche Experten im Rahmen von Parlamenten, Verwaltungen und wissenschaftlichen Kommissionen. Die Expertenberatung geriet jedoch zunehmend in die Kritik. Das liegt einerseits an innerwissenschaftlichen Auseinandersetzungen bzw. Expertenstreits, und andererseits an der Tatsache, dass der Bereich, über den man nichts weiß, nicht näher eingegrenzt ist.

Als Reaktion auf diese Entwicklung werden seit den 90er Jahren verschiedene partizipative Verfahren der Technikbewertung entwickelt und erprobt. Dabei werden auch bis dahin Nichtbeteiligte in das Bewertungsprozedere mit einbezogen, vor allem Laien im Allgemeinen, Betroffene im Besonderen und Interessenvertreter. Das zentrale Argument für Partizipation ist die argumentative Absicherung von Entscheidungen durch Repräsentation unterschiedlicher Wissensbestände. Partizipative Verfahren



sollen dazu beitragen, die sachliche und soziale Belastbarkeit von Technikentscheidungen zu steigern und damit deren Legitimität und Akzeptanz zu erhöhen. Aus der Sicht politischer Entscheidungsträger geht es zusätzlich darum, Protest zu absorbieren und Entscheidungsrisiken zu externalisieren.

Es gibt eine Vielzahl verschiedener Verfahren der partizipativen Technikbewertung¹ die meist Technik im Allgemeinen zum Thema haben. Ihnen wird in der Regel eine hohe Leistungsfähigkeit zugeschrieben, allerdings ohne diese konkret auszuformulieren. Dadurch wird die wissenschaftliche Untersuchung der tatsächlichen Leistungsfähigkeit dieser Verfahren nicht unbeträchtlich behindert. Anders verhält es sich mit dem Anhörungsverfahren z.B. im Rahmen von gentechnikrechtlichen Genehmigungsverfahren. Dabei handelt es sich um eine Entscheidung über Technik im Einzelfall. Vor allem dem mündlichen Erörterungstermin, der von 1990 bis 1993 im Gentechnikrecht vorgesehen war, wurde sehr präzise eine hohe Leistungsfähigkeit zugeschrieben. Empirische Untersuchungen zeigen jedoch, dass die tatsächliche Leistungsfähigkeit des Anhörungsverfahrens mit oder ohne Erörterungstermin als gering einzustufen ist und

bestehende Konflikte eher verschärft werden. In der Praxis spielt Technik im Einzelfall eine große Rolle, z.B. immer wenn die Freisetzung gentechnisch veränderter Pflanzen beantragt wird. Genehmigungsverfahren werden häufig von Konflikten begleitet, und es stellt sich die Frage, ob es partizipative Formate gibt, um diese Konflikte zu entschärfen.

Zu Beginn der Lehrforschung arbeiteten wir uns in das Thema partizipative Technikbewertung ein und eigneten uns theoretisches und methodisches Handwerkszeug an. Am Ende des ersten Semesters stellten die Veranstalter das Material für unsere Analysen zur Verfügung. Dabei handelt es sich um das transkribierte Tonbandprotokoll einer Einwohnerversammlung in einer kleinen Gemeinde. Thema dieser Versammlung war die von einer Universität beantragte Freisetzung gentechnisch veränderter Pappeln auf Gemeindeland. Eine Einwohnerversammlung zählt nicht zu den oben erwähnten Verfahren der partizipativen Technikbewertung. Es ist ein kommunalpolitisches partizipatives Format, das zur Erörterung gemeindlicher Angelegenheiten dient. Das grundlegende Interesse des Lehrforschungsprojektes war es, Aussagen über die Leistungsfähigkeit des Formates Einwohnerversammlung machen zu können. Und zwar im Vergleich zu Verfahren, die explizit der partizipativen Technikbewertung dienen. Das zentrale Kriterium zur Beurteilung der Leistungsfähigkeit ist, ob Konflikte, die sich an Einzelfallentscheidungen entzünden, anschlussfähig bearbeitet werden können. Um das untersuchen zu können, benötigten wir eine Methode, mit der Kommunikationsstrukturen rekonstruiert werden können. Dazu wendeten wir die Methode der Objektiven Hermeneutik an.

Wir begannen mit der Analyse der gesetzlichen Grundlage in der Gemeindeordnung, um Erwartbarkeiten des Formates herauszuarbeiten. In einem nächsten Schritt entwickelten wir vier konkrete Fragestellungen für die Analyse des Transkriptes, die im Weiteren von einzelnen Arbeitsgruppen verfolgt wurden. Diese

Fragestellungen fokussieren Felder, die in Verfahren partizipativer Technikbewertung problematisch sind, nämlich lokale Betroffenheit, organisierten Protest, sowie die Rolle von Experten und öffentlicher Verwaltung. In den Analysen ging es darum zu klären, ob sie auch im Format Einwohnerversammlung störenden oder demontierenden Charakter entwickeln. Das zweite Semester und auch den Anfang des dritten Semesters verbrachten wir mit intensivem Analysieren. Die Analysen der einzelnen Arbeitsgruppen, die jeweils allen zur Vorbereitung schriftlich vorlagen, wurden wöchentlich im Plenum kritisiert und weitergeführt. Im Verlauf des dritten Semesters näherten sich die inzwischen umfangreichen Analysen dem Ende, und es galt, von der Ergebnisproduktion zur Ergebnispräsentation zu kommen. Dabei zeigte sich, dass es noch einmal viel Arbeit kostet, eine Analyse zu einem guten wissenschaftlichen Text umzuschreiben.

Nun noch in Kürze das zentrale Ergebnis im Hinblick auf die übergreifende Fragestellung: Es hat sich gezeigt, dass die Einwohnerversammlung ein durchaus leistungsfähiges Format zur Bearbeitung derjenigen Technikkonflikte ist, die sich an Einzelfall-Entscheidungen entzünden. Damit verdient die Einwohnerversammlung in Theorie und Praxis mehr Berücksichtigung.

Fußnoten

¹ Siehe im Folgenden Abels / Bora (2004): Demokratische Technikbewertung. Bielefeld: Transcript. und die dort genannte weiterführende Literatur.

Diffusion-Differenzierung- ReEntry: Exemplifikation einer Entwicklungslinie am Paradigmenwechsel vom Transaktionsmarketing zum Relationship Marketing,

IGSS Dissertationsprojekt von Sofie Hansen

In dem Dissertationsvorhaben *Diffusion-Differenzierung-ReEntry: Exemplifikation einer Entwicklungslinie am Paradigmenwechsel vom Transaktionsmarketing zum Relationship Marketing* wird an dem Wandel der Kommunikationsformen auf den reifen, gesättigten und wettbewerbsstarken westlichen Produktmärkten in den 1970-80ern zunächst eine weitere Entwicklungsstufe und weiterführend bei historisch weitem Zurückblick eine dreistufige Entwicklungsabfolge von Diffusion über Differenzierung zu Re-Entry aufgezeigt. Der vorzustellende Ansatz DDrE stützt sich inhaltlich und begrifflich insbesondere auf die Systemtheorie als Differenzierungstheorie, die besagt, dass die Einführung einer Unterscheidung auf eine Wiedereinführung der Unterscheidung in das Unterschiedene hinaus läuft (Einheit der Unterscheidung, Re-Entry). Nachfolgend wird der zweifache grundlegende historische Wandel wirtschaftlicher Austauschbeziehungen als Einführung von Unterscheidungen und Wiedereinführung der Unterscheidung in das Unterschiedene an neun Unterscheidungen – Publikumsrolle/Leistungsrolle, Arbeit/Kapital, persönliche/unpersönliche Kommunikation, Vergangenheit/Zukunft, Individualität/Standardisierung, Kontextualität/Standardisierung, Untergebene/Vorgesetzter, Organisation/Gesellschaft und funktionale Differenzierung – schematisch umrissen.

Ursprünglich fielen Leistungserstellung und –verbrauch wie auch Arbeit und Eigentum

zusammen. Austausch vollzog sich in persönlich diffuser Mehrthemenkommunikation, meist wiederholt mit denselben Bezugspersonen. Zudem war Austausch abhängig von individuellen Motiven, Kontext, Verhandlung, oraler Kommunikation und Interaktion. Im Umbruch zur Moderne erfolgte die Ausdifferenzierung der Unterscheidungen Publikumsrolle/Leistungsrolle, Arbeit/Kapital, persönliche/unpersönliche Kommunikation und Vergangenheit/Zukunft mit Primat auf Leistungsrolle, Kapital, unpersönliche Kommunikation und Zukunfts- als Kontingenzorientierung für funktionale Kommunikation hier Zahlung auf dem Markt (vgl. Hellmann 2000; Luhmann 1995; Brose 1994; Luhmann 1997, 148ff). In kompatibel-komplementärem Wechselverhältnis notwendig etwa paralleler Entwicklungen auf den Ebenen Semantik, Kommunikationsmedium, Systemtypen und Makrostruktur erfolgten zugleich die Ausdifferenzierungen symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium hier Geld (Unterscheidungen individuelle Motive/Symbolisierung, Kontextabhängigkeit/Generalisierung), formale Organisation (Unterscheidungen Untergebene/Vorgesetzter, Interaktion/Organisation/Netzwerk/Gesellschaft) und Funktionssystem (funktionale Differenzierung). Eine weitere Bedingung des ersten gesellschaftsstrukturellen Umbruchs von Diffusion zu Differenzierung befindet sich in der Entstehung von Produktions- und Verbreitungstechnologien

Kennzeichnete Herstellung und Austausch von Waren seit der Industrialisierung bis in das 20. Jahrhundert Produktionsorientierung, Kommodifizierung von Arbeit, Kommunikation auf Märkten primär über Preissignale, Anonymität, Indifferenz und Massenkommunikation auf Märkten, Autonomie der Akteure im Markt, loser atomistischer Austausch, Kundengewinnung als alleinige Zielsetzung des Marketing, Standardisierung von Waren und Massenproduktion (Fordismus), Hochschätzung von Anstand, Konformität und Vertrag, Unabhängigkeit der Beobachtung

und Kommunikation auf Märkten von Interaktion und interpersonales Netzwerk, Zentralsteuerung (Taylorismus), vorwiegend interne Leistungserstellung und geringe Multireferenz formaler Organisation, wird am Paradigmenwechsel vom Transaktionsmarketing zum Relationship Marketing eine semantisch-technisch-strukturelle Wiedereinbeziehung all der in der Aufbauphase funktionaler Differenzierung und globaler Vernetzung zeitweilig ausgeblendeten Seiten sichtbar: der Anliegen des Publikums und der der Mitarbeiter in die Leistungserstellung und programmatische Verfassung formaler Organisation, Personenmerkmale, Systemgeschichte, individuelle Motive, lokale Aushandlungen, Interaktion und interpersonales Netzwerk in Beobachtung und Vermittlung von Kommunikation auf Märkten, die Kompetenz der Untergebenen, Ressourcen anderer Organisationen und fast alle gesellschaftlichen Probleme in die Entscheidungs- und Problemlösungsstruktur formaler Organisation.

Neben der Wiedereinführung der Unterscheidung in das Unterschiedene verdeutlichen insbesondere die letzten zwei Erscheinungen die rekursive Konstitution zwischen Ebenen, weil (wie die Differenzierung auch) das Re-Entry auf der Makrostrukturebene funktionale Differenzierung die zwei Systemtypen formale Organisation und Netzwerk über (mehrheitlich unter funktionaler Spezialisierung bewerkstelligte) intra- und interfunktionale Mehrfachreferenzen umsetzen. Auf der Ebene Semantik stützt sich das Re-Entry auf das auszubildende Vermögen von Bewusstseinssystemen artifiziiell persönlich unpersönlicher Kommunikation und der Kontingenzrelativierung, die mit Personalisierung von Informationsgehalt und Mitteilungsverhalten, systematischer Entwicklung von Systemgeschichte, Berücksichtigung individueller Motive des Austauschpartners und Kontextabhängigkeit als Universalmedien der Erhöhung der Annahmewahrscheinlichkeit von Kommunikation auf der Ebene Kommunikationsmedium, aber auch

mit dem systematischen Einsatz der besonderen kommunikativen Leistung des Systemtypus Interaktion gleichlaufen (zur Beziehung zwischen Sinn und Geld, s. Luhmann 1996, 232). Auf der Ebene Technologie setzt das Re-Entry eine Wertverlagerung von Produktionstechnologie stärker zu Informations- und Kommunikationstechnologie voraus, wobei die neuen Medien und Tools der Kundenansprache und Beziehungspflege, Generierung, Archivierung, Analyse und Visualisierung von Kundendaten und des Datenaustauschs zwischen den Unternehmen einer Wertschöpfungskette Relationship Marketing in Distribution und Handel erst ermöglichen.

Cafe Parlando *Vegetarische Spezialitäten*

Bremer Str. 59, 33613 Bielefeld

0521 / 12 27 00

www.cafe-parlando.de

Di - So 17.30 - 24.00



Abb. 1. Parallelität und rekursive Konstitution der Entwicklungslinie DDRreE auf den Ebenen Semantik/Kommunikationsmedium/Systemtypen/Makrostruktur/Technologie (Sofie Hansen, 8-2006)

Phase / Ebene	Semantik	Kommunikationsmedium	Systemtypen	Makrostruktur	Technologie (im normalen Sinne)
Diffusion (Urnstand)	Vermengtheit der Dimensionen räumlich/zeitlich/sachlich/sozial bei Dominanz der Raumdimension, natürliches raumgestütztes Erleben, Zukunftslosigkeit u. Wiederholung (Zukunft gleicht der Vergangenheit), persönlich diffuse Kommunikation	Orale Kommunikation, Tausch abhängig von individuellen Motiven, situativer Kontextlage u. Verhandlung, Tausch Ware gegen Ware	Interaktion, Gesellschaft u. ggf. interpersonales Netzwerk als Urformen, Kommunikation abhängig von Interaktion, Zusammenfassung Leistungserstellung u. -verbrauch, vermengte Multifunktionalität der Einheiten mittlerer Größe (z.B. Zunft)	Funktionale Diffusion u. Medienhierarchie (segmentäre u. stratifikatorische Differenzierung), Kontextualität u. Lokalität von Kommunikation	Medientierarchie in der Nutzung technologischer Erfindungen (z.B. Post u. Automobil unterliegen zuerst der Politik bzw. dem Militär)
Differenzierung (Aufbauphase)	Ausdifferenzierung zeitlich/sachlich/sozial als Sinndimensionen bei Dominanz der Sachdimension u. Untrennbarkeit von Sach- u. Raumdimension, Nichtausdifferenzierung der Raumdimension als eigenständige Sinndimension, Wandel von normativer zu kognitiver (sachlicher) Primärientisierung, Ausdifferenzierung Unterscheidung Vergangenheit/Zukunft, Ausdifferenzierung Unterscheidung persönliche/unpersönliche Kommunikation	Ausdifferenzierung Schrift, Ausdifferenzierung u. Dominanz symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium, Tausch unabhängig von individuellen Motiven (Symbolisierung) u. Kontext (Generalisierung), Tausch Ware gegen Geld, Marktkommunikation primär u. hinreichend über Preissignale, Entstehung Vertrag, Durchsetzung überkontexturale Gültigkeit von Regel u. Recht, Standardisierung Warenherstellung u. -angebot, Massenproduktion	Ausdifferenzierung Unterscheidung Publikumsrolle/Leistungsrolle, Ausdifferenzierung Unterscheidung Arbeit/Kapital, Parallelausdifferenzierung formale Organisation (überwiegend Monofunktionalität bei notwendig mitlaufender Multiforesenz), Organisationsnetzwerk u. Funktionssystem, Zentralsteuerung Organisation, Dominanz Organisation gegenüber Netzwerk, interaktionslose Beobachtung u. Kommunikation auf Märkten, atomistischer Austausch	Parallelprozess funktionale Ausdifferenzierung u. räumliche Ausweitung (Ko-Existenz moderne Gesellschaft u. Weltgesellschaft) wg. Gleichläufigkeit räumlich globaler Vernetzung funktionsgleicher Kommunikation bei progressiver Subspezialisierung in der Sachdimension d.h. stetige Verschiebung des Weiterverweisungshorizontes von Sinn	Entstehung Produktionsmaschine, Entstehung Verbreitungsmedien (Druckmaschine, Telegraf, Telefon, TV, Computer etc.), Dominanz Produktionstechnologie, simultane Massenkommunikation, universelle Freigabe der Nutzung von Technologie
Re-Entry	Gleichgewichtige Berücksichtigung u. Ausbalancierung der Dimensionen zeitlich/sachlich/sozial bei bleibender Leitorientierung in der Sachdimension (binärer Code), Kontingenzrelativierung, Vermögen persönlich unpersönlich zu kommunizieren	Erhöhung der Annahmewahrscheinlichkeit von Kommunikation über Personalisierung Informationsgehalt u. Mitteilungsverhalten, Systemgeschichte, Berücksichtigung individuelle Motive des Austauschpartners u. kontextuale Selbstregulierung als wesentlich eingesetzte Universalmedien	Eigenwert u. Ausbau Sub- u. Multiforesenz von Organisation u. Netzwerk, Interaktion u. Netzwerk als systematisch eingesetzte zentrale Erfolgsfaktoren, partizipatorische Dinnersstruktur u. Inklusion des Publikums formaler Organisation, Corporate Social Responsibility	Intra- u. interfunktionale Querstrukturen (postmoderne Gesellschaft), jenseits Nationalstaat u. Entfernung neue stabilisierte Grenzbeziehungen zur Wiederschaffung von Kommunikationsräumen mittlerer Reichweite (postglobale Gesellschaft)	Dominanz Informations- u. Kommunikationstechnologie

In der anfangs erstellten Reihenfolge zeigt sich das Re-Entry bei den neuen Unterscheidungen an neuen Kommunikationsansätzen und –instrumenten im Marketing Ende des 20. Jahrhunderts konkret nun wie folgt: Kundenorientierung, Entwicklung von Push zu Pull Marketing*, Corporate Social Responsibility*, Database Marketing* (Database Software Business Intelligence u.v.m., Data Warehousemanagement*, Data Mining*), Direkt-

im Beschwerde-, Reklamations- und Exit-Management*, Dezentralisierung und Demokratisierung formaler Organisation, Value Chain Integration*, Netzwerkmarketing*, Entwicklung von vertikales Marketing zu Strategic Category Management* und systematisches Beziehungsmanagement auch gegenüber funktionsfremden Organisationen (z.B. Hochschule, Medienanstalt).

Abb. 2. Der Paradigmenwechsel vom Transaktionsmarketing zum Relationship Marketing als Wandel der Kommunikationsformen auf reifen, gesättigten und wettbewerbsstarken westlichen Produktmärkten in den 1970-80ern: Einbeziehung der zweiten Seite (Sofie Hansen, 8-2006)

Transaktionsmarketing

- Produktionsorientierung
- Kommodifizierung von Arbeit
- Massenkommunikation
- anonyme und unpersönliche Kommunikation
- Neukundengewinnung als alleinige Zielsetzung
- atomistischer Austausch
- Hochschätzung von Anstand, Konformität und Vertrag
- Standardisierung der Warenherstellung, Massenproduktion
- Unabhängigkeit von Interaktion
- Zentralsteuerung formaler Organisation
- Primat formaler Organisation auf interne Leistungserstellung

Relationship Marketing

- Kundenorientierung
- Corporate Social Responsibility
- One-to-One Marketing
- Direktmarketing, Dialogmarketing
- Kundenbindung als zusätzliche Zielsetzung
- Retention Marketing, Netzwerkmarketing
- Legitimierung lokaler Aushandlungsprozesse
- Individualisierung von Produktnutzen und Service
- Interaktionsmarketing
- Dezentralisierung formaler Organisation, Partizipation (intraorganisationales Beziehungsmanagement)
- Value Chain Integration (interorganisationales Beziehungsmanagement)

und Dialogmarketing* (Direct Mail, Telemarketing, Fax Marketing, eMail Marketing, Mobile Marketing, Firm Website, Couponing), One-to-One Marketing*, Retention Marketing* (Loyalitätsprogramm Bonussammelpunkte, Klub-Mitgliedschaft, Kundenkarte u.a.), Kündigerpräventiv- und Kundenrückgewinnungsmanagement, Verschwimmung der Grenze zwischen Güter- und Dienstleistungssektor (Service in allen Sektoren, Full Service, individualisierter Service), Individualisierung von Produktnutzen im Hochpreissegment, Legitimierung lokaler Selbstregulierung auf den Ebenen Organisation und Markt, Social Marketing, Interaktionsmarketing*, Instrumentalisierung der Mund-zu-Mund Propaganda unter Verbrauchern in der Neukundenakquisition (Peer-to-Peer Marketing*, Incentives für Kunden werben Kunden, Kunde als Multiplikator), Berücksichtigung von Verbraucher Mund-zu-Mund Propaganda

Der Frage, weshalb Systeme nunmehr auch die zweite, sekundäre Seite einbeziehen, nähert sich das Vorhaben mit drei Erklärungsansätzen: 1) Erreichung von Systemreife als Differenzierungs- und Wiederverbindungsvermögen psychischer und sozialer Systeme, 2) Einleitung der Phase Retention nach Durchsetzung, Aufbau und Expansion der gegenwärtigen gesellschaftlichen Dualstruktur funktionale Differenzierung und globale Vernetzung, wobei Konsolidierung Rücknahme von Universalität bedeutet und Ersteres als Verringerung der Auflösungs- und Neuverknüpfungswahrscheinlichkeit von Kommunikation und Letzteres als Wiederabhängigkeit funktionalen kommunikativen Erfolges von Sozial- und Zeitdimension, individuellen Motiven, Kontext, Interaktion und Netzwerk in diesem Vorhaben begrifflich bestimmt wurden, und 3) zweite Steigerung von Produktivität in gesellschaftlicher Problembearbeitung hier Knappheit über

Aktivierung auch sekundär gesetzter Seiten, wie Kundenzufriedenheit über Ausrichtung betrieblicher Strukturen und Prozesse aus der Sicht des Kunden, Akzeptanz des Unternehmens in der Öffentlichkeit über Aufwertung sozialer und ökologischer Belange, Consumer Awareness und Response* über direkte und personalisierte Verbraucheransprache, Wachstum über Kundenbindung (Wiederholungskauf, Cross Selling*, Up Selling*) und Entsprechung der Uneinheitlichkeit von Nachfrage, optimierte personalisierte Preisfindung über Ausnutzung der Freiheiten von Kontext, Ausübung von zeitlichem Entscheidungs- und sozialem Konformitätsdruck über Interaktion und interpersonales Netzwerk, organisationale Flexibilität und lokale Innovativität über Empowerment der Untergebenen, Economies of Scale und Scope über interorganisationale Ressourcenpoolung und Zusammenarbeit.

Im Unterschied zu den traditionellen systemtheoretischen Konzepten operative Geschlossenheit, Autopoiesis und Selbstreferenz, die den Operationsmodus von Systemen als Selbst-Re-Produktion angeben, scheint der Leitbegriff des Entwicklungsmodus DDReE Produktivität mit Referenz auf gesellschaftliche Problembearbeitung zu sein. Im Grunde beinhaltet der Ansatz DDReE, dass die großen Unterscheidungen, wie beispielsweise Publikumsrolle/Leistungsrolle, nicht schon gegeben waren (Phase Diffusion), vor dem Erfordernis gesellschaftlicher Problembearbeitung irgendwann eingeführt wurden (Phase Differenzierung), wobei die produktivere und anschlussfähigere Seite der Unterscheidung primär gesetzt wurde, nach Durchsetzung und Aufbau funktionaler Differenzierung und globaler Vernetzung zur weiteren Produktivitätssteigerung wegen der Komplementarität der Seiten einer Unterscheidung anscheinend aber auch die zweite Seite einbezogen wird (Phase Re-Entry). Zusammengefasst meint die Phase Diffusion Vermengtheit als Verbindung ohne Differenzierung, die Phase Differenzierung

Ausdifferenzierung bei vorerst voller Konzentration auf die produktivere und anschlussfähigere Seite der Unterscheidung und die Phase Re-Entry Wieder-Verbindung als gleichgewichtige Ausbalancierung aller Seiten einer Unterscheidung auf der Grundlage und unter Erhaltung der evolutionären Errungenschaften Differenzierung und Wertsetzung sekundär/primär.

Das Dissertationsvorhaben kann insofern einen gewissen Beitrag zur Systemtheorie leisten, da der Evolutionsansatz Variation/Selektion/Retention nur mittelbar historische Aussagen enthält und der Ansatz gesellschaftsstruktureller Umbrüche segmentär/stratifikatorisch/funktional mit der Phase Differenzierung endet. Der vorgestellte, ergänzende Ansatz DDReE fasst Segmentation und Stratifikation zur Phase Diffusion zusammen und fügt der Phase Differenzierung eine weitere Phase hinzu: Re-Entry. Wenngleich die Ausdifferenzierung von Unterscheidungen nach Niklas Luhmann irreversibel steht, wird eine (geringfügige) Rücknahme des Re-Entry i.S.v. Abwertung allerdings zumindest auf der Ebene Organisation nicht ausgeschlossen.

Referenzen

- Brose, Hans Georg (1994): Dimensionen einer reflexiven Ökonomie der Zeit. In: Beckenbach, N. u.a. (Hrsg.), *Umbrüche gesellschaftlicher Arbeit*, Göttingen.
- Hellmann, Kai-Uwe (2000): Da weiß man, was man hat – Soziologie der Marke. *Soziologische Revue* 23, 457-468.
- Luhmann, Niklas (1995): *Liebe als Passion – Zur Codierung von Intimität*. 2. Aufl., Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- (1996): *Die Wirtschaft der Gesellschaft*. 2. Aufl., Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt Main: Suhrkamp.

Begriffserläuternder Anhang

Auf Anraten der Redaktion erstelle ich nachträglich diesen Anhang, der alle mit einem Asterix-Stern (*) gekennzeichneten, weniger geläufigen und nicht eindeutigen Begriffe des Marketing in alphabetischer Reihenfolge erläutert.

Consumer Awareness, Consumer Response: Im Direkt- und Dialogmarketing* beinhaltet der Begriff Consumer Awareness, dass bspw. das Mailing (Werbebrief) geöffnet wird, und der Begriff Consumer Response, dass bspw. die Antwortkarte eingesendet, die Infoline angerufen, die Website des Unternehmens aufgerufen oder das beiliegende Produkt-Sample ausprobiert werden.

Corporate Social Responsibility: Der Mitte 1990 gefestigte Ansatz Corporate Social Responsibility fordert mehr betriebliche Verantwortung und Langfristorientierung gegenüber den Mitarbeitern, der Gesellschaft und Natur über Zusammenführung ökonomischer, sozialer und ökologischer Aspekte.

Cross Selling, Up Selling: Die Annahmen und Ziele des Retention Marketing* Cross und Up Selling beinhalten, dass ein zufriedener Kunde fortan breiter im Sortiment und höher preisige Waren kauft.

Database Marketing, Data Mining, Datawarehousemanagement: Das in den 1980ern entstandene Database Marketing bedeutet Generierung, Archivierung und Analyse von Kundendaten (Soziodemografie, erfasstes Kaufverhalten, mitgeteilte Präferenzen des Kunden u.a.) zur Personalisierung von Marketingmaßnahmen (z.B. Auswahl des Kommunikationskanals). Datawarehousemanagement und Data Mining bezeichnen die Systematik der Strukturierung von Kundendatenbanken und Filtrierung relevanten Wissens aus der Datenmenge.

Direkt- und Dialogmarketing: Neben den klassischen above-the-line Medien Druck, Hörfunk und Fernsehen setzt das Marketing seit den 1970-80ern Brief, Telefon, Fax, eMail, registrierungspflichtige Websites und Mobilfunk als direkte, personalisierte und interaktive below-the-line Medien ein, die Streuverluste verringern und den Aufmerksamkeits- und Attraktivitätswert von Werbung erhöhen.

Exit-Management: Wie das Akquisitions-, Kundenbindungs-, Kündigerpräventiv- und Kundenrückgewinnungsmanagement stellt das Exit-Management einen integralen Bestandteil des Customer Relationship Management (CRM) dar. Das Exit-Management sieht eine Beendigung unprofitabler Geschäftsbeziehungen vor, wobei, um Recht und Reputation des Unternehmens in der Öffentlichkeit zu wahren, weniger wertvolle Kunden meist in nur kostengeringere Kommunikations- und Distributionskanäle verschoben werden.

Interaktionsmarketing: Im Extrem zeigt sich Interaktionsmarketing, wenn ein Außendienstmitarbeiter ausschließlich

einen hoch wertvollen Kunden persönlich betreut (Key Account Manager im B2B).

Netzwerkmarketing: vgl. Value Chain Integration*

One-to-One Marketing: Das One-to-One Marketing entspricht der wettbewerbsstrategisch heute erforderlichen immer kleineren Marktsegmentierung, die letztlich zur Individualisierung des Service aber auch Produktnutzens im Hochpreissegment führt (Segment of One).

Peer-to-Peer Marketing: Mit der Marktsättigung und Informationsüberlastung entstand Ende 20. Jahrhundert auch das Peer-to-Peer Marketing, das die Kommunikation unter Verbrauchern über Prämien für Neukundenvermittlung und produkteigene Verbraucherforen werbewirksam einsetzt.

Push Marketing, Pull Marketing: Die Entwicklung vom Push zum Pull Marketing lässt sich wie folgt umschreiben: Früher fertigte der Hersteller etwas an und drückte die Ware in den Markt, heute kauft der Konsument etwas und just-in-time liefert die Wertschöpfungskette die gefragte Ware nach.

Retention Marketing: Neben der klassischen Akquisition findet sich heute die Retention insb. wertvoller Kunden als zweite große Zielsetzung im Marketing. Kundenbindung kann sich auf mental-emotionales Commitment des Kunden, funktional-technische Inkompatibilitäten zwischen Produkten, Vertragsklauseln, Wechselkosten, monetäre und exklusive Mehrwerte (Bonus, Klub u.a.) stützen.

Value Chain Integration: Value Chain Integration meint langfristige, reziproke, egalitäre und multidimensionale Austauschbeziehungen zwischen den Unternehmen einer Wertschöpfungskette.

Vertikales Marketing, Strategic Category Management: Vom vertikalen Marketing zum Strategic Category Management sagt schließlich aus: Einst war der Hersteller der Herrscher der Wertschöpfungskette und stellte Produkt und Marketing nach eigenen Vorstellungen, heute steht die Ware im Mittelpunkt der gemeinsamen Überlegungen aller Beteiligten einer Wertschöpfungskette.



**INTERNATIONALE SOZIOLOGIE:
INTERVIEW MIT PROFESSOR DR.
ABDULKADER IRABI, UNIVERSITÄT
BAHRAIN**

Der gebürtige Syrer Abdulkader Irabi hat in Frankfurt promoviert und seitdem an Universitäten in den verschiedensten arabischen Ländern gearbeitet. Dazu gehören exotische Namen wie: Lybien, Mauretanien, Saudi-Arabien oder aktuell Bahrain. Er hat mehrere Bücher zum Thema arabische Gesellschaft verfasst und beantwortet uns einige Fragen zur Soziologie in den arabischen Ländern.

Werdegang

- Tätigkeit als Soziologe an verschiedenen arabischen Universitäten, unter anderem an der Garyounis University in Benghazi, Libyen, der University of Nouakchott in Mauretanien, sowie der King-Saud University in Saudi-Arabien
- Studium und Promotion bei Professor Horst Baier in Frankfurt am Main
- Lehraufträge an verschiedenen Universitäten in Deutschland
- zur Zeit Professor für Soziologie an der University of Bahrain

Seit wann gibt es das Fach Soziologie in den arabischen Ländern?

Die Anfänge der arabischen Soziologie gehen bis in die 30er Jahre zurück. Die erste soziologische Disziplin entstand 1949 durch die Initiative des ägyptischen Soziologen Abdul Wahid Wafi als Zweig der Geisteswissenschaften an der Kairoer Universität. Dort lehrte ebenso Hassan A. Safan, beide waren Vertreter einer europäischen Soziologie und vermochten es, europäische Theorien auf die arabische Gesellschaft zu übertragen.

In der Folge wurden soziologische Fakultäten in Bagdad, Damaskus und Beirut gegründet. Bekannte Soziologen dieser Zeit sind der Syrer Karim al-Yafi und die Iraker Jalil al-Taher und Ali al-Wardi. Letzterer wurde mit seiner Studie "Soziologie des Nomadentums" auch in Europa bekannt.

Seitdem hat sich jedenfalls einiges verändert. Wie stark ist heute das Interesse an der Soziologie in den arabischen Ländern?

Arabische Soziologie führt ein Randdasein, sie hat sich weder gegenüber der europäischen

Soziologie abgegrenzt, noch sich mit der arabischen Gesellschaft kritisch auseinander gesetzt; von daher hat sie keinen guten Ruf und wird weder von der Gesellschaft noch vom Staat wirklich ernst genommen. Der Staat fürchtet sie als kritische Wissenschaft und die Gesellschaft spürt, dass Soziologen in den arabischen Ländern zu wenig Einfluss haben, um mit ihrer Forschung die Gesellschaft zu verändern.

Welche Schwierigkeiten ergeben sich dadurch?

Allgemein haben die Sozialwissenschaften in totalitären Staaten einen schweren Stand, da Kritik und die Notwendigkeit von Veränderungen nicht in das Konzept der Herrschenden passen. Deshalb können arabische Soziologen öffentlich nicht stark gegen die offiziellen Strukturen angehen; die Soziologie bleibt in einem allgemeinen Rahmen und kann weder Politik noch Religion kritisieren.

Zudem hat die Soziologie mit Professionalisierungsschwierigkeiten zu kämpfen, da ihr Fachgebiet nicht klar definiert ist. Obwohl sie in letzter Zeit an Relevanz gewonnen hat, wird sie immer noch wenig von Regierungsstellen zu Rate gezogen. Trotzdem sieht man inzwischen Soziologen auch in hohen beratenden Positionen, weil Staat und Gesellschaft inzwischen einsehen, dass die Erkenntnisse der Soziologen für sie wichtig sind.

Sie sagen, dass die arabischen Länder wenig tolerant sind, was Kritik an Staat, Religion oder Gesellschaft betrifft. Noch mal konkret nachgefragt: Dürfen Soziologen in den arabischen Ländern trotzdem kritisch sein?

Arabische Soziologen müssen sich mit Kritik an Staat und Gesellschaft sehr zurückhalten, da sie sonst mit Repressalien zu rechnen haben. Kritische Soziologen können entlassen oder sogar verhaftet werden. Dass sie weder Politik noch Religion kritisieren dürfen, hat die Folge, dass sie im allgemeinen kritischen Fragen aus dem Wege gehen und sich nicht mit relevanten Problemen beschäftigen.

Gibt es Unterschiede zwischen der deutschen

und der arabischen Soziologie?

Zugegeben, es lassen sich Unterschiede finden, aber Soziologie ist eher eine internationale Disziplin bezüglich Theorie & Praxis. In Deutschland beispielsweise ist das Fach Soziologie

etabliert und professionalisiert. Es ist ein intellektuelles und praktisches Fach.

In den arabischen Ländern ist es für die Geisteswissenschaften schwieriger sich zu etablieren, weil sie keine kritische Position gegenüber Staat und Gesellschaft einnehmen dürfen. Und natürlich auch, weil sie sich gegen Religion und Tradition durchzusetzen haben.

Zwar gibt es eine Vielfalt an Theorien, aber Soziologie in den arabischen Ländern wird überwiegend als empirisches Fach und „social work“ ausgeübt – und weniger als kritische Wissenschaft wahrgenommen.

Kritische Theorien werden teilweise unterrichtet, aber als Philosophie diffamiert. Theorien werden als Philosophie abgetan, man baut stärker auf Empirie. Die arabische Soziologie ist mehr der amerikanischen als der europäischen Soziologie verpflichtet, da die meisten arabischen Soziologen in Amerika ausgebildet wurden.

Mit welchen Problemen beschäftigt sich die arabische Soziologie?

Fragen, die die arabische Gesellschaft jahrelang beschäftigt haben und die deshalb auch die Soziologie beschäftigen, sind das Verhältnis von Tradition zu Moderne, sowie auch Modernisierungs- und Entwicklungsfragen, weil die Macht der Tradition sehr stark ist und die Entwicklung der Gesellschaft behindert.

Derzeit im Mittelpunkt des wissenschaftlichen Denkens stehen Fragen kultureller Identität. Konkret: Wie kann man seine Identität im Zeitalter der Globalisierung bewahren? Ich habe allerdings den Eindruck, dass die Identitätsfrage unkritisch behandelt wird, und Identität nicht als soziales Phänomen, das sich dem Wandel anpassen muss, betrachtet wird, sondern als starres Konzept. Identität wird in diesem Konzept allein von der Vergangenheit, nicht von

Gegenwart und Zukunft bestimmt.

Sie haben gerade von kultureller Identität gesprochen. In Nahost entstehen fortwährend Konflikte. Wie relevant ist die Frage des Terrorismus in der Hinsicht?

Es gibt viele Forschungen über Terrorismus und Islamismus seit etwa 10 Jahren. Der ägyptische Professor Saad Eddine Ibrahim hat dazu eine Studie durchgeführt, sowie auch andere Soziologen in den Golfstaaten. 2002 wurde in Saudi-Arabien ein Kongress über Terrorismus veranstaltet. Allerdings ist das Bild des Terrorismus ambivalent und der Begriff nicht genau definiert. Vom Westen werden die meisten nationalen Befreiungsbewegungen mit Terrorismus gleichgesetzt, was in Arabien anders wahrgenommen wird, da die meisten Araber ihre Gesellschaft als Opfer von Kolonialismus und Imperialismus sehen, wie im Irak, in Palästina und derzeit im Libanon.

In Bezug auf kulturelle Identität ist auch die Frage nach der Rolle der Frau wesentlich. Wie lässt sich die Rolle der Frauen in der arabischen Soziologie charakterisieren?

Die Rolle der Frau ist nach wie vor peripher – in Soziologie wie Gesellschaft. Die Soziologie ist patriarchalisch strukturiert. Abgesehen von einigen Soziologinnen wie Fatima Mernissi in Marokko, oder Nawal al Sadawi (Anm. d. Red.: beide sind arabische Schriftstellerinnen, die sich für Rechte der Frauen und Demokratisierung einsetzen) in Ägypten haben sich kaum Soziologinnen hervor getan.

Gibt es bedeutende arabische Soziologen, die auch international bekannt sind?

Ja, zum Beispiel Hisham Sharabi, der in Amerika lebt, lehrt und forscht. Oder auch Saad Eddine Ibrahim, der in Kairo forscht und lehrt, der Lybier Mustafa Atir oder der Philosoph Al-Azm aus Damaskus. Diese international agierenden Soziologen nehmen an Kongressen

und Symposien, die auch in Europa und Amerika stattfinden, teil.

Wie ist es um die Zusammenarbeit zwischen soziologischen Wissenschaftlern in den arabischen Ländern bestellt?

Es existieren Verknüpfungen zwischen verschiedenen Universitäten, unter anderem auch durch die Fluktuation von Wissenschaftlern im gesamten arabischen Raum.

Früher galt Ägypten als Mittelpunkt der arabischen Soziologie, heute ist es das nicht mehr, der Libanon und die Maghreb-Staaten übernahmen allmählich diese Funktion.

Auch die Gesellschaft für arabische Soziologie sorgt mit ihren Seminaren und Kongressen für eine überregionale Zusammenarbeit. Aber nur ein wirklich reger geistiger Austausch könnte die Soziologie bei ihrer Etablierung unterstützen.

Was die Zusammenarbeit der Soziologen in den arabischen Ländern betrifft, kann man sagen, dass das Lehrpersonal in den Golf-Staaten meistens aus Ägypten oder Syrien stammt, ebenso sind Lehrbücher und Literatur einheitlich.

Welche Entwicklung sehen Sie in der arabischen Soziologie der letzten Zeit?

Arabische Soziologie, soweit man davon sprechen kann, ist mehr empirisch als theoretisch geprägt, sie hat keine eigenen theoretischen Konzepte.

Die Forschungen, die betrieben werden, sind meistens staatliche Auftragsforschungen. Man beobachtet in letzter Zeit neue Forschungsgebiete, die sich mit Armut, Arbeitslosigkeit, dem Alter, Frauen, Jugend, Drogen, Globalisierung und Terror beschäftigen.

Es gibt auch viele Forschungszentren, etwa in Ägypten, im Libanon und in den Golf-Staaten. Zu nennen ist vor allem: Das Zentrum für arabische Studien in Beirut, das sich seit Jahren mit den Problemen der arabischen Gesellschaft beschäftigt: soziale, politische, religiöse Konflikte werden aufgegriffen und behandelt. Das Zentrum ist ein Sammelpunkt für kritische arabische Wissenschaftler. Das gilt auch für das nationale Zentrum zur Bekämpfung von Kriminalität in

Kairo, das sich ebenfalls mit sozialen, politischen und religiösen Konflikten beschäftigt. Man muss betonen, dass die arabische Gesellschaft sich durch die zunehmende Globalisierung heraus gefordert sieht, was zu manchen neuen Fragestellungen führt, insbesondere zur Frauen-Frage. Die Frauenforschung greift die Teilnahme der arabischen Frau an Politik und Gesellschaft sowie die Frage nach ihren Rechten auf. Diese Problematik wird in fast allen arabischen Ländern verstärkt aufgeworfen.

Mit welchen Themen haben Sie sich schwerpunktmäßig beschäftigt?

In den letzten 10 Jahren habe ich mich unter anderem mit soziologischen Theorien, qualitativen Methoden, arabischem sozialem Denken, Auswirkungen der Globalisierung auf die arabische Gesellschaft, sowie Fragen zu Gegenwart und Zukunft der arabischen Gesellschaft beschäftigt. Zu diesen Themen sind verschiedene Bücher von mir in arabischer Sprache erschienen.

Zum Thema arabisches soziales Denken gibt es ein Buch von mir in deutscher Sprache, in dem ich versucht habe, den Standort der arabischen Soziologie zu bestimmen. Es heißt „Arabische Soziologie“ und ist 1989 bei der wissenschaftlichen Buchgesellschaft Darmstadt erschienen.

Wie stark ist das Interesse der Studenten am Fach Soziologie?

Wir beobachten in letzter Zeit ein zunehmendes Interesse an dem Fach, da durch die Zunahme innergesellschaftlicher Spannungen die Relevanz der Soziologie hervorgehoben wird.

Dass Soziologie mehr und mehr Frauen anspricht, lässt sich aus den besonderen Problemen erklären, die sie in patriarchalischen Gesellschaften haben.

Was die Partizipation der Studenten am Lehr- und Forschungsprozess betrifft, kann man sagen, dass sie überwiegend passiv sind, da die Angebote weniger ihrem Bedürfnis nach einer kritischen Bestandsaufnahme der Gesellschaft entsprechen; die Lehrangebote sind überwiegend

nicht geeignet, kritisches Denken zu fördern.

Haben Sie eine abschließende Bemerkung?

Die arabische Soziologie befindet sich im Aufbruch, es gibt mehr neue als alte Fragen. Zu den neuen zählen Fragen zur Globalisierung und den Folgen der Globalisierung für die arabische Gesellschaft bezüglich der kulturellen Identität, zur Zukunft des Islam und der arabischen Gesellschaft, Fragen des politischen, sozialen und gesellschaftlichen Wandels, sowie der Anschluss Arabiens an die internationale Gemeinschaft.

Abschließend möchte ich sagen, dass ich mir mehr kritisches Denken, Autonomie von Lehre und Forschung und akademische Freiheit wünsche. Auch die Intensivierung der Zusammenarbeit mit ausländischen Universitäten durch Studentenaustausch und die Institutionalisierung gemeinsamer akademischer Forschung und Kongresse, die von universitärer Seite die Erforschung der internationalen Probleme zum Thema haben, finde ich sehr wichtig.

Das Interview führte: Hanna Irabi

Zum Weiterlesen:

Abdulkader Irabi:

Die blockierte Gesellschaft. Die arabische Gesellschaft zwischen Tradition und Moderne. Ferdinand Enke Verlag: Stuttgart 1996.



Lehrforschung im Fall



Wenn wir an unsere Lehrforschung zurückdenken, fühlen wir uns unweigerlich an die Geschichte eines Fensterputzers erinnert, der vom Dach eines Hochhauses fällt. Während er hinunterfällt wiederholt er um sich zu beruhigen immerzu den Satz: „Bis hierhin lief's noch ganz gut...Bis hierhin lief's noch ganz gut“.

von Heiko Sauermann und Dieter Scholven

Als wir unsere Geschichte unter Kommilitonen erzählten, hörten wir des Öfteren, dass diese ähnliche Erfahrungen im Kontakt mit Professoren und deren studentischen Hilfskräften gemacht hatten oder ähnliche Geschichten kannten. Daher entschlossen wir uns diesen Artikel zu verfassen und zu veröffentlichen. Wenn wir zu Beginn der Lehrforschung von den kommenden Problemen schon früher einmal gehört hätten, hätten wir auf sie vermutlich anders und besser reagieren können bzw. sie überhaupt erst als Probleme erkannt.

In unserer Lehrforschung gab es neben zwei Einzelarbeiten, die hier jedoch nur am Rande angesprochen werden, ein Projekt, welches von vier Soziologiestudenten durchgeführt wurde. Dieses ging der Frage nach, inwieweit

man von einer nachhaltigen Entwicklung im nordböhmischen Braunkohlerevier sprechen kann. Um dies herauszufinden, waren wir mit unserer Gruppe für zwei Monate vor Ort und führten dort unsere Untersuchung durch. Diese Lehrforschung wurde im Bereich Entwicklungspolitik angeboten, wobei der Professor der Sozialgeografie zuzuordnen ist.

Nachdem wir uns in der ersten Stunde mit der Teilnahme der studentischen Hilfskraft des Professors an der Lehrforschung einverstanden erklärten, stand im Semester vor dem Feldaufenthalt die Präsentation unserer Lehrforschung im Kolloquium der Entwicklungssoziologen als ein Großereignis im Mittelpunkt unserer Anstrengungen. Der Präsentation wurde so viel Bedeutung zugemessen, da sie „irgendwie“ benotet werden sollte. (Bis heute ist uns unklar geblieben, ob bzw. inwiefern dies tatsächlich geschah). Unser Professor war jedenfalls motiviert und setzte sich dafür ein, dass wir für unsere Präsentation doppelt so viel Zeit zur Verfügung hatten wie die anderen Auslandslehrforschungen, wobei unser Seminar nur zwei statt der üblichen vier Semesterwochenstunden umfasste.

Folglich blieb wenig Zeit für eine fundierte inhaltliche, methodische und theoretische Auseinandersetzung. Zugegebenermaßen haben wir anfangs zu wenig Eigeninitiative entwickelt und uns mit den zusammengefassten Grundlagentexten die uns der Professor kopierte zufrieden gegeben. Im Gegenteil, wir haben uns sogar über das sehr geringe Ausmaß an Lektüre gefreut, uns mit dem im Seminar Vorgetragenen zufrieden gegeben und kaum offene Kritik am Konzept geäußert. Hierzu muss jedoch gesagt werden, dass aus Gründen der Vergleichbarkeit dasselbe Erhebungsinstrument verwendet werden sollte, wie bei einer Projektarbeit von Schülern des Berufskollegs und zwei weiteren geplanten Studien, an welchen unser Professor beteiligt ist. So waren große Teile inhaltlich und formal schon vorgegeben, was der Logik der geforderten eigenständigen Arbeitsweise entgegenwirkte. Trotz alledem: Bis hierhin lief's

noch ganz gut.

Ein anderes Problem ergab sich mit den Dolmetschern. Zuerst war geplant, dass jedem von unserer Gruppe ein „Counterpart“ (Übersetzer) zugewiesen würde. Später hieß es, jeweils zwei Leuten wäre ein Übersetzer zugeordnet, was sich vor Ort schließlich auf einen Übersetzer für die gesamte Gruppe reduzieren sollte. Dies zog große organisatorische Probleme nach sich. Wir waren insgesamt sechs Personen in dieser Gruppe, wobei fünf überhaupt nicht, und eine (slowakische) Studentin sehr gut Tschechisch sprechen konnte.

Aufgrund der im Anschluss an unsere Präsentation im Kolloquium allein gegenüber dem Professor geäußerten Kritik, unser Projekt sei zu quantitativ ausgerichtet, entschied er kurz nach Ankunft in Tschechien, dass jemand von uns einen neuen, rein qualitativen Forschungsansatz entwickeln solle. Dieser wurde in Form einer Biographieforschung nun auch mal eben aus dem Boden gestampft. Der Professor entschied (und wir widersprachen nicht), dass die slowakische Kommilitonin aufgrund der guten Sprachkenntnisse für diese Aufgabe prädestiniert sei. Somit fiel allerdings eine mögliche Übersetzerin weg, die sich das gesamte Vorbereitungssemester mit derselben unsrigen Thematik beschäftigt hatte. Die Probleme des Zeitmanagements wurden folglich also noch verschärft und unser Übersetzer konnte kaum entlastet werden.

Somit hatte unsere Kommilitonin ganz plötzlich ihr eigenes Projekt, wobei sie sich vorher noch nie mit qualitativer Sozialforschung auseinandergesetzt hatte und nichts über die Vorgehensweise und spätere Auswertungsmethoden wusste. Der Professor konnte ihr auch nicht wirklich helfen, vielmehr führte sein Rat, so viele Interviews wie möglich durchzuführen und zu protokollieren dazu, dass sie alleine über 250 Seiten transkribierte und keine Zeit mehr für eine adäquate Auswertung finden konnte.

Des Weiteren zeigten sich zum Ende der Lehrforschung große Probleme bezüglich der Stellung der studentischen Hilfskraft, die zeitgleich auch einfaches Mitglied der

Lehrforschungsgruppe war. Hier wurde nie eine klare Trennung zwischen den Tätigkeiten als bezahlte Hilfskraft und als Lehrforschungs-Teilnehmer vorgenommen. Die Instruktionen des Professors wurden uns teilweise über die Hilfskraft vermittelt. Außerdem war das Verhältnis zwischen Hilfskraft und Professor von einer außergewöhnlichen Freundschaftlichkeit geprägt; beide teilten sich beispielsweise einige Zeit lang eine Zweizimmerwohnung im Studentenwohnheim, in dem wir untergebracht waren. Dieser Sachverhalt wurde von uns zwar kritisch beäugt, jedoch unterschätzten wir die Probleme, die hiermit einhergingen. Schließlich lief für uns bis hierher ja alles irgendwie noch ganz gut...

Die Endphase der Lehrforschung war durch die erneute Vorbereitung der Präsentation der Ergebnisse im Kolloquium geprägt. Das Arbeitspensum erhöhte sich mit der Zeit um ein vielfaches, vor allem gab es im Bereich der theoretischen Auseinandersetzung einiges nachzuholen.. Erneut hielten wir uns recht eng an den vom Professor vorgeschlagenen Aufbau der Präsentation. Gleiches galt später auch für unsere Abschlussarbeiten, wobei wir an dieser Stelle ein zunehmendes Maß an Eigeninitiative entwickelten. Jedoch wurde das Abweichen von diesen Vorgaben als Mangel beurteilt. Beispielsweise brachten wir die Korrelationsanalyse mit den von uns erhobenen Daten aufgrund zumeist fehlender Signifikanz in weitaus geringerem Maße als gefordert ein. Dieses „Fehlen“ tauchte in den Gutachten als Kritikpunkt der Arbeiten wieder auf. Die Noten lagen im Bereich 2,7 bis 4,0, wobei die Note für die studentische Hilfskraft noch ausstand, da diese die Arbeit aufgrund eines Attests, zwei Wochen später abgeben konnte. Aufgrund der Krankheit hatte die Hilfskraft nach eigenen Angaben, kaum mit dem Schreiben der Arbeit begonnen, so dass sie den größten Teil der Arbeit folglich in der Verlängerungsphase schreiben musste. In genau diesem Zeitraum schrieb unser Professor auch seinen Artikel über den Feldaufenthalt, wobei die Vermutung hier sehr nahe liegt, dass die Hilfskraft dem Professor für



Usti nad Labem in Nordböhmen

seinen Bericht zugearbeitet hat und eventuell von der Kritik an unseren Arbeiten Kenntnis nehmen und darauf reagieren konnte. Tatsächlich wurde einige Wochen nach Verkündigung unserer Noten, die Arbeit der Hilfskraft mit „sehr gut“ bewertet. Dies verwunderte die übrigen Lehrforschungsteilnehmer zunächst, da diese große Differenz in der Notengebung aus dem Verlauf der Lehrforschung, nach Meinung aller Beteiligten, nicht hervorging. Schließlich hatte auch die Hilfskraft unter den teilweise schlechten Bedingungen im Feld zu leiden.

In der Folge versuchten wir Einsicht in die „Einspar-Arbeit“ unseres Kommilitonen zu erhalten und baten ihn uns diese zukommen zu lassen. Hierfür schickten wir ihm u.a. gut ein halbes Dutzend

E-Mails, auf die er zu Anfang auch positiv, später überhaupt nicht mehr reagierte – uns die Arbeit aber aus für uns nicht ersichtlichen Gründen vorenthielt. Wir hatten also keine Chance uns selbst ein Bild der Qualitätsunterschiede der Berichte zu machen. So erhofften wir beim Professor etwas Aufklärung zu erfahren. In der Sprechstunde baten wir ihn daher um eine Stellungnahme über das Zustandekommen dieser doch immensen Kluft. Er zeigte sich unseren Problemen und vorgetragenen Kritikpunkten

durchaus aufgeschlossen, wenn er auch, verständlicherweise, an einigen Stellen anderer Meinung war. Den von uns aufgezeigten Vorteil der Hilfskraft gegenüber allen anderen Lehrforschungs-Teilnehmern sah auch der Professor, räumte ihm aber einen viel geringeren Stellenwert ein, als wir dies tun. Er zeigte sich des Weiteren überrascht, dass wir die Arbeit seiner Hilfskraft noch nicht vorliegen hatten, und beteuerte, seine Hilfskraft hätte ihm gegenüber erklärt, er wolle uns den Bericht zukommen lassen. Ferner bot er uns an, Einsicht in das Gutachten dieser Arbeit zu verschaffen. Dies macht allerdings nur Sinn, soweit man die

Arbeit auch vorliegen hat - und genau dies ist bis zum heutigen Tag, trotz vieler Erinnerungen und Bekundungen nicht geschehen. Wir haben die Arbeit bis heute nicht erhalten. Somit hat die Hilfskraft selber Tür und Tor für Spekulationen über eine mögliche Einflussnahme des Professors auf den Bericht geöffnet. Es wäre vermutlich zu viel hinter diesem Vorgehen eine böse Absicht zu vermuten, es zeigt sich aber deutlich, dass das Verhältnis zwischen Professor und studentischer Hilfskraft durchaus ein problematisches sein kann. Sicherlich liegt es in der Natur der Sache,

„bis hier her lief's noch ganz gut. Aber wichtig ist nicht der Fall, sondern der Aufprall. Bleibt die Hoffnung zukünftige Stürze ganz zu vermeiden.“

die eine studentische Hilfskraft aus ihrer Anstellung Vorteile zieht. Wenn die Vorteile allerdings ein derartiges Ausmaß erreichen und

sich in der Benotung einer sehr wichtigen Arbeit widerspiegeln, muss von einer klaren Benachteiligung der restlichen Teilnehmer gesprochen werden.

Dies war die Geschichte einer Lehrforschung im Fall. Während sie fiel, sagten wir uns immer wieder: bis hier her lief's noch ganz gut. Aber wichtig ist nicht der Fall, sondern der Aufprall. Bleibt die Hoffnung zukünftige Stürze ganz zu vermeiden.

NEUERSCHEINUNGEN SOZIOLOGIE



Dirk Baecker
Wirtschaftssoziologie

Mai 2006, 188 Seiten, kart.,
15,00 €, ISBN 3-933127-36-X



Andreas Ziemann
Soziologie der Medien

September 2006, 132 Seiten, kart.,
12,50 €, ISBN 3-89942-559-6



Matthias Groß
Natur

September 2006, 142 Seiten, kart.,
13,00 €, ISBN 3-89942-340-2



Johann S. Ach,
Arnd Pollmann (Hg.)
no body is perfect

Baumaßnahmen am
menschlichen Körper.
Bioethische und
ästhetische Aufrisse

Februar 2006, 358 Seiten, kart.,
27,80 €, ISBN 3-89942-427-1



Boris Holzer
Netzwerke

September 2006, 132 Seiten, kart.,
12,50 €, ISBN 3-89942-365-8



Robert Gugutzer (Hg.)
body turn

Perspektiven der Soziologie
des Körpers und des Sports

September 2006, 370 Seiten, kart.,
20,80 €, ISBN 3-89942-470-0



Helmut Willke
Global Governance

Februar 2006, 152 Seiten, kart.,
13,50 €, ISBN 3-89942-457-3



Lutz Leisering, Petra Buhr,
Ute Traiser-Diop
**Soziale Grundsicherung
in der Weltgesellschaft**

Monetäre Mindestsicherungs-
systeme in den Ländern des
Südens und des Nordens

September 2006, 342 Seiten, kart.,
29,80 €, ISBN 3-89942-460-3

www.transcript-verlag.de



**Claudia
Rademacher,
Rolf
Eickelpasch:
Identität.**

Der Band „Identität“ aus der Reihe „Einsichten. Themen der Soziologie.“ von Rolf Eickelpasch und Claudia Rademacher versucht einen Einblick in die gegenwärtige sozial- und kulturwissenschaftliche Identitätsdiskussion zu geben.

Althergebrachte Identitätstheorien aus Psychologie und Sozialwissenschaften werden den veränderten Verhältnissen nicht mehr gerecht und können den modernen Menschen daher nicht mehr greifen. Sie gehen von einer stabilen, stimmigen und lebenslang gültigen Identität aus. Diese kann, wenn man nach den vorgestellten Theorien urteilt, zu den Akten gelegt werden. Denn Identität ist in der Krise. Die Umbrüche in der Identitätsbildung spiegeln sich in den Sozialwissenschaften in exponential wachsenden Veröffentlichungszahlen zum Thema Identität wieder. Denn eine zerrissene Sozialwelt führt zu ebenso zerrissenen Identitäten. Dieses Phänomen stellen die Autoren vor, beleuchten Ursachen und Folgen der gesellschaftlichen Veränderungen in der Postmoderne.

Einleitend werden drei Aspekte genannt, die den Ausgangspunkt der Überlegungen der Autoren bilden: „Leben im Plural“, „Eröffnung des Welthorizonts“ und „neue sozialwissenschaftliche Identitätsmodelle“. Grund für die vielfältigen Veränderungen sind Globalisierung und Postmoderne – Umbrüche, die nach Meinung der Autoren einem „kulturellen Erdbeben“ (5) gleichen. Postmoderne bedeutet vor allem Endtraditionalisierung: Seit den 60er Jahren werden Menschen durch erhöhte Mobilitätsanforderungen, die Dynamik des Arbeitsmarktes u.v.m. aus ihren traditionellen

Bindungen (Beruf, Familie, Nachbarschaft, Geschlechterverhältnissen) gerissen und wild durcheinander gewirbelt.

Der Prozess der Endtraditionalisierung wird durch die voranschreitende Globalisierung noch verschärft. „Globalisierung“ meint hier vor allem die Verstärkung weltweiter sozialer Beziehungsnetze sowie die zunehmende Beweglichkeit der Menschen. Traditionelle Biographien verlieren im Licht der Alternativen ihre Natürlichkeit und werden entzaubert.

Dies hat tief greifende Konsequenzen für die menschliche Identitätsbildung. Diese birgt eine „riskante Chance“ (7), ist Möglichkeit zur Entfaltung fernab von kulturell vordefinierten Identitätsmustern – und zugleich Risiko der Entwurzelung.

Nach dieser Einführung werden im ersten Teil verschiedene Identitätsmodelle aus der aktuellen Debatte vorgestellt, u.a. die Konzepte der „Bastelidentität“ (Ronald Hitzler/Anne Honer 1994), der „Patchwork-Identität“ (Heiner Keupp 1989) oder des „flexiblen Menschen“ (Richard Sennett 1998). Einige Modelle legen den Akzent dabei stärker auf die Chance zur freieren Gestaltung des eigenen Lebens, andere auf das Risiko, an der neu gewonnenen Freiheit zu scheitern. Eine Annahme haben sie jedoch gemeinsam: Identitätsbildung wird als private Angelegenheit verstanden, der Mensch ist „Baumeister seines eigenen Selbst“ (7).

Der zweite Teil greift die „Dezentrierung“ kollektiver Identitäten durch Migration und Globalisierung auf. Vorallem Identitätsansätze aus der postkolonialistischen und postfeministischen Debatte beschäftigen sich mit der Zersplitterung von „Gehäusen der Zugehörigkeit“ (55). Darunter versteht man Identitätsstiftende Kategorien wie Rasse, Geschlecht oder Ethnie – die den Menschen immer einen Orientierungsrahmen gaben.

Alles in allem ist den Autoren ein sehr guter Überblick in die aktuelle sozial- und kulturwissenschaftliche Identitätsdebatte gelungen. Besonders praktisch sind die Verweise am Ende jedes Kapitels, die weiterführende Literaturtipps geben. Das Buch ist gut zu lesen,

allerdings kann die Fülle der Fachwörter nicht allzu versierten Lesern zu schaffen machen. Aber die Mühe lohnt sich: Denn die dargestellten Theorien sind so knackig und interessant, das sie sich – rein inhaltlich – auch zur Strandlektüre eignen würden.

Rademacher und Eickelpasch haben alles getan, um den Ansprüchen der „Einsichten“-Reihe zu genügen: anspruchsvoll und systematisch sollen sie sein, schmal und doch fähig, einen profunden Einblick zu geben. Das gelingt diesem Buch.

von Hanna Irabi

Claudia Rademacher, Rolf Eickelpasch:
Identität. Reihe: Einsichten. Themen der Soziologie. transcript Verlag, Bielefeld 2004,
138 Seiten. ISBN 3-89942-242-2.
Preis: 12 Euro.



Klaus Holz:
Die
Gegenwart des
Antisemitismus.

Das Thema dieses – man muss schon sagen – Büchleins ist die Frage, ob es sich beim gegenwärtigen Antisemitismus, um eine neue Form der Judenfeindschaft handelt oder ob nicht vielmehr altbekannte Muster, wie man sie in Europa schon spätestens seit dem „Berliner Antisemitismusstreit“ von 1879 kennt, lediglich ‚oberflächlich‘ variiert werden. Der Ausgangspunkt von Holz’ Überlegungen ist die Feststellung, dass es seit 1989 in Europa zu einer starken Zunahme antisemitischer Straftaten kam und empirische Studien immer wieder zeigen, dass antisemitische Wahrnehmungsmuster Konjunktur haben. In diesem Kontext wird dann häufig von einem „neuen Antisemitismus“

gesprochen, zumal verstärkt auch Personen mit Migrationshintergrund an diesen Straftaten beteiligt sind, was tatsächlich neu ist. Doch hat sich dadurch die antisemitische Weltanschauung selbst verändert, die darin zum Ausdruck kommt?

Der Text versucht entlang der Darstellung und Diskussion von islamistischem, demokratischem und antizionistischem Antisemitismus, welche als drei dominante Strömungen gegenwärtigen Antisemitismus betrachtet werden, die Kontinuität zwischen ‚altem‘ und ‚neuem‘ Antisemitismus aufzuzeigen. Dabei greift Holz, der das Evangelische Studienwerk Villigst leitet, sowohl auf historische und soziologische Untersuchungen zu diesem Themenbereich als auch auf eigene Forschungsarbeiten zurück. Hier ist v.a. seine Habilitationsschrift „Nationaler Antisemitismus“ zu erwähnen. Antisemitismus wird dabei von Holz als eine „spezifische Semantik, in der ein nationales, rassisches und/oder religiöses Selbstbild mit einem abwertenden Judenbild einhergeht“ (10) verstanden. Ziel ist es nun die jeweiligen semantischen Regelstrukturen zu rekonstruieren, welche für die gegenwärtigen Formen des Antisemitismus prägend sind und mit den ‚alten‘ Formen zu vergleichen. Dabei gelangt Holz zu dem Schluss, dass die altbekannten Regelstrukturen dieser Semantik fortgeschrieben werden, auch wenn sie an neue historische Kontexte angepasst werden. In dem ersten und umfangreichsten Kapitel diskutiert Holz den *islamistischen Antisemitismus*. Dieser wird als ein „in allen wesentlichen Aspekten“ europäischer Import betrachtet. Diese Sichtweise wird m.E. plausibel anhand existierender Forschungsarbeiten entwickelt. Hier wird u.a. die Rolle des Jerusalemer Mufti Amin al-Husaini beleuchtet, der zusammen mit den Nationalsozialisten kollaborierte und an der Aufstellung der 13. SS-Gebirgsdivision beteiligt war. Dabei argumentiert Holz, dass der Antisemitismus sowohl vor dem Hintergrund der als ungerecht empfundenen jüdischen Besiedlung palästinensischer Gebiete ab den 1920er Jahren und des europäischen Kolonialismus attraktiv wurde. Und er betont,

dass zwar religiöse Motive und Topoi in die antisemitische Semantik aufgenommen wurden, der Islamismus aber nicht als eine „Rückkehr zu einem ursprünglichen, authentischen Islam“ anzusehen ist, sondern vielmehr eine „religiös inspirierte Konstruktion von Traditionen zu gegenwärtigen politischen Zwecken“ (21) darstellt. Generell ließe sich die antisemitische Weltanschauung „nur indirekt und in wesentlichen Teilen überhaupt nicht aus den religiösen Texten des Christentums und Islams ableiten“ (15) so Holz. Anhand der Charta der Hamas von 1988 und des in den frühen 1950er Jahren verfassten Buches „Unser Kampf gegen das Judentum“ vom ägyptischen „Muslimbruder“ Said Qutb, werden vier zentrale Muster, die generell für den modernen Antisemitismus gelten und die Holz ausführlich in seiner schon erwähnten Habilitationsschrift empirisch rekonstruiert hat, dargestellt und auch in den Texten von Qutb und der Hamas nachgewiesen (Gemeinschaft vs. Gesellschaft, jüdische Verschwörung, der Jude als zersetzender Dritter/Parasit, Integration religiöser und nationaler Ideologeme).

Das dann folgende Kapitel ist dem *demokratischen Antisemitismus* gewidmet, womit *nicht* gemeint ist, dass es demokratische Begründungen für Antisemitismus gibt, sondern einfach die schlichte Tatsache, dass auch in der *demokratischen Öffentlichkeit bzw. beim demokratischen Personenspektrum* Antisemitismus zu finden ist: „Für die Jahre vor 1989, in denen der Antisemitismus in Westdeutschland so schwach war nie zuvor, stellten Werner Bergmann und Rainer Erb fest, daß die CDU/CSU von rund 16% eindeutig antisemitischen Personen gewählt wird. Die Werte für die SPD liegen bei knapp 9%, Grüne und FDP kommen auf 3,5%, während die NPD bei 85% liegt. Das aber bedeutet in absoluten Zahlen, daß die weit überwiegende Mehrheit der eindeutigen Antisemiten eine demokratische Partei unterstützt“ (54). Dabei spielt beim demokratischen Antisemitismus, gerade in Deutschland, die sogenannte ‚Vergangenheitsbewältigung‘, was auch schon einen Euphemismus und eine Verharmlosung darstellt, eine wichtige

Rolle. Hier besteht der antisemitische Gehalt v.a. in einer Täter-Opfer-Umkehr, die die Deutschen selbst als Opfer ansieht oder aber die Juden und den Staat Israel selbst als verantwortlich für den Antisemitismus versteht. Holz nennt in diesem Kapitel vor allem drei Typen von Täter-Opfer-Umkehrungen, die er auch anhand von Beispielen diskutiert. Prominente Beispiele für solch demokratische Täter-Opfer-Umkehrungen stellen für Holz die Äußerungen von Hohmann, Möllemann und Walser dar.

Beim *antizionistischen Antisemitismus* handelt es sich um eine Form des Antisemitismus, der v.a. nach dem zweiten Weltkrieg in der Sowjetunion entstanden ist und von dort aus sowohl im übrigen Europa als auch im arabischen Raum eine starke Verbreitung erfuhr. Der Zionismus wird dabei als eine die Welt gefährdende Bewegung aufgefasst und nicht schlicht als eine Nationalbewegung neben anderen. Beim Antizionismus handelt es sich nun aber nicht um eine differenzierte Kritik am Zionismus (so wie sie letztlich an jeder Nationalbewegung möglich ist), sondern um eine z.T. nur schlecht verschleierte Form des Antisemitismus: „Ein besonders dreistes Beispiel bietet die Zeitschrift der Botschaft der UdSSR in Paris, die 1972 Auszüge aus einem antisemitischen Text von 1906 wieder publizierte und dabei schlicht die Wörter ‚Jude‘ und ‚Zionist‘ austauschte“ (88). Auch hier finden sich die oben schon genannten Regelstrukturen, wie beispielsweise die Täter-Opfer-Umkehr. Generell zeichne sich der Antizionismus dadurch aus, dass „Israel [...] nicht mehr als Staat der Überlebenden“ erscheine, „sondern Auschwitz als ‚jüdisch-nazistisches Komplott‘, um Israel gründen zu können“ (91). Diese Form des Antisemitismus werde oft von Gruppen vertreten die in der Tradition des Marxismus-Leninismus ständen – aber sicher nicht nur dort –, also von Gruppen, die sich in ihrer Selbstbeschreibung als „emanzipatorisch“, „antirassistisch“, „fortschrittlich“ etc. bezeichnen. Dennoch sei es so Holz „in der Regel leicht, antizionistischen Antisemitismus und legitime Israelkritik zu unterscheiden. Sehr gute Indikatoren hierfür sind einerseits der Vergleich zwischen Israel

und dem Nationalsozialismus, andererseits die Generalisierung der Verantwortung für israelische Politik auf die Juden“ (98).

In einem kurzen *abschließenden Kapitel* diskutiert Holz die Renaissance eines alten Dualismus, nämlich den zwischen dem sogenannten ‚Morgen-‘ und ‚Abendland‘. Hier versucht der Autor in eher holzschnittartiger Form zu skizzieren, inwiefern diese Unterscheidung für rassistische Diskurse in Anschlag genommen werden kann, indem beispielsweise der zivilisierte Westen einem rückständigen Orient gegenübergestellt wird. Holz argumentiert, dass vor diesem Hintergrund der Antisemitismus attraktiv werden kann. Denn dieser liefert mit ‚dem Juden‘ als Dritten einen universellen und gemeinsamen Feind, der es aber immer noch ermöglicht die eigenen nationale Identität zu behaupten: „In diesem Feindbild können sich Ost und West, Morgenland und Abendland, links und rechts, eher offener und eher latenter Antisemitismus treffen, ohne das identitätsstiftende Dual Ost/West preiszugeben“ (103).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass es Holz gelingt in einem kurzen Text ein umfassendes Phänomen zu beschreiben, ohne dass dabei der Eindruck der Oberflächlichkeit entsteht. Dabei ist es m.E. eine Stärke dieses Textes sowohl viele Fakten und Detailinformationen zu liefern, was dazu führt, dass sich das Buch teilweise schon fast wie ein gut geschriebener Tatsachenroman liest, als aber auch durch ‚kluge‘ begriffliche Abstraktionen und theoretische Konzepte die Fülle der Informationen in einen gut verstehbaren und klaren Zusammenhang zu stellen. Die Rolle des Christentums und der Aufnahme christlich-antijüdischer Stereotype in die antisemitische Semantik bleibt in Holz’ Arbeit hingegen unterbelichtet. Hier wäre es m.E. möglich zu fragen, inwiefern der von Holz erwähnte Hohmann in seiner Rede zum Nationalfeiertag am 31. Oktober 2003 nicht auch an Topoi angeschlossen hat, die in einer längeren Tradition christlicher Judenfeindschaft verwurzelt sind und die gerade nicht als marginal gewertet werden können. Holz vertritt aber die These – in seiner Habilitationsschrift kommt

dies noch deutlicher zum Ausdruck –, dass es einen starken Bruch zwischen altem christlichem Antijudaismus und einem modernen nationalen Antisemitismus gäbe. Diese auch in der Antisemitismusforschung gängige These steht interessanterweise aber im Gegensatz zu einer jüdischen Perspektive, wie sie beispielsweise von vielen jüdischen Autoren im 19. Jahrhundert vertreten wurde (so beispielsweise dezidiert der Aufsatz „Emancipation und Religion der Juden oder das Judentum und seine Gegner“ [1850] vom Kassler Rabbiner Lazarus Adler). M.E. wäre es interessant gerade hier genauer hinzuschauen und auch die jüdische Perspektive mit zu berücksichtigen.

Dennoch: Alles in Allem handelt es sich um einen spannenden und informativen Text, auch wenn von Holz’ Studie nicht erwartet werden kann, dass eine umfassende und in allen Details belegte und explizierte Analyse der herangezogenen antisemitischen Quellen geleistet wird (hierzu sei dann Holz’ Habilitationsschrift empfohlen). Aber dies ist auch nicht der Anspruch des Textes.

von Matthias Leanza

Klaus Holz: Die Gegenwart des Antisemitismus. Islamistische, demokratische und antizionistische Judenfeindschaft. Hamburger Edition, 2005. 113 Seiten. ISBN 3-9360-9659-7. Preis: 12 Euro.



**Bruno Apitz:
Nackt unter
Wölfen.**

Erschütternd, ergreifend, und erbarmungslos. Das Buch überzeugt durch Authentizität. Denn die besten Geschichten schreibt immer noch das

Leben. Schriftsteller sind diejenigen, von denen der Leser diese Geschichten erfährt.

Es ist eine Geschichte über Menschen und Menschlichkeit – in Lebensnot – von der Bruno Apitz erzählt. Bruno Apitz, selbst acht Jahre im KZ Buchenwald inhaftiert, schrieb einen Nachkriegsroman über Ereignisse und Abläufe innerhalb eines nationalsozialistischen Konzentrationslagers. Dabei erzählt der Roman, unter welchen Gefahren die Lagerinsassen ein Kind, bis kurz bevor die Alliierten das Lager befreien, vor der SS verstecken und ihm so das Leben retten. „Du bist ein Mensch, beweise es!“ hatte er seinen Nachkriegsroman ursprünglich nennen wollen, bevor schließlich „Nackt unter Wölfen“ daraus wurde.

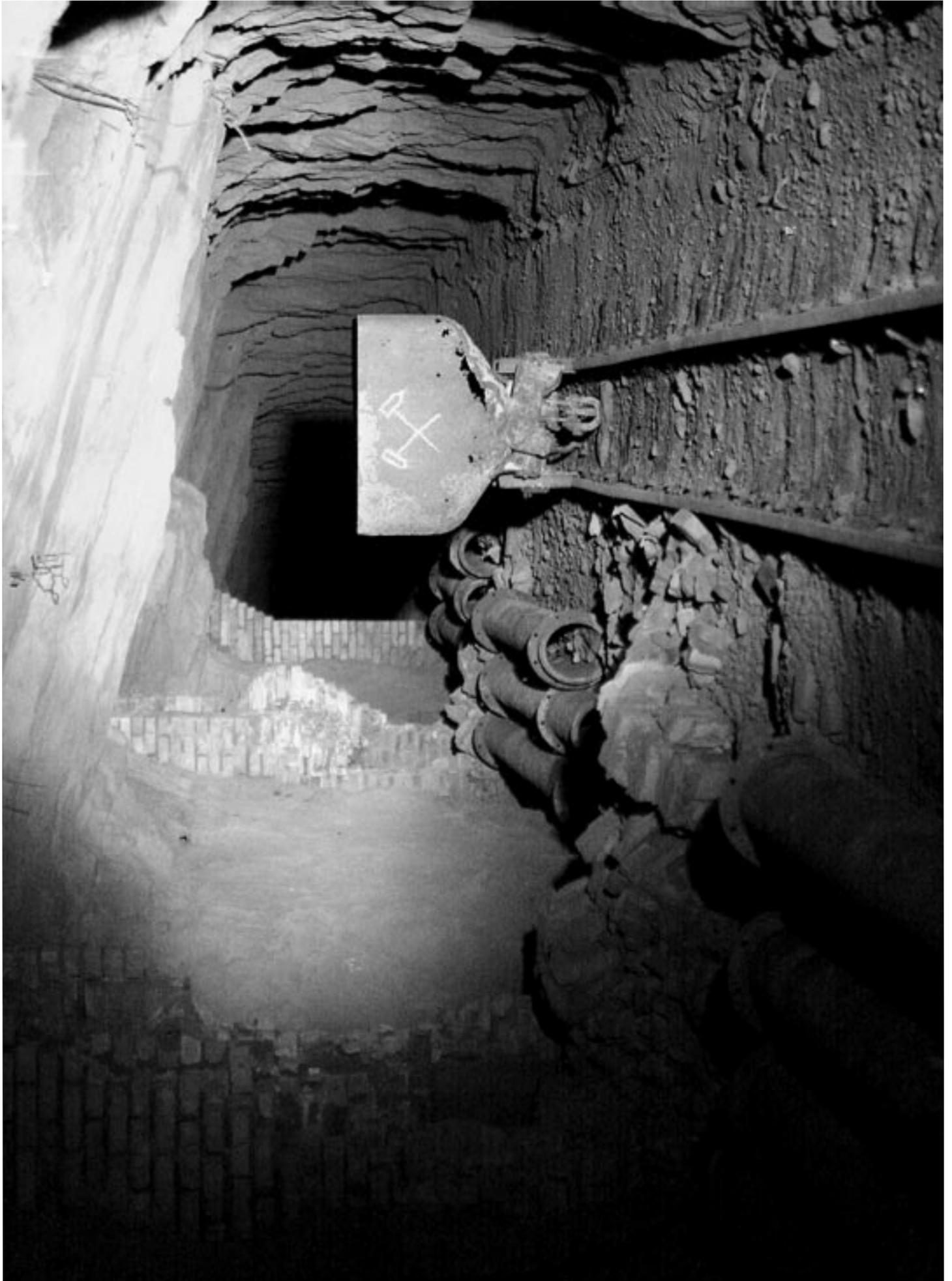
Unter den unmenschlichen Bedingungen des Lagers verschärft sich das Spannungsverhältnis zwischen den Interessen des Einzelnen und denen der Gemeinschaft sowie den spontanen, menschlichen Empfindungen einerseits und dem überlegten Handeln andererseits - bei den Häftlingen genauso wie bei der SS. Es ist das Jahr 1945. Der Zweite Weltkrieg steht kurz vor dem Ende. Häftlinge aus allen europäischen Ländern sind in Baracken und Ställen zusammengepfercht und vom Tode bedroht. Im KZ Buchenwald rückt für sie die so lang ersehnte Befreiung in greifbare Nähe. In dieser Situation wird in einem Koffer ein kleiner jüdischer Junge ins Lager geschmuggelt. Mit der Ankunft des Kindes ist fortan das Schicksal der Häftlinge untrennbar an das des Jungen geknüpft. Das Kind wird, nachdem es die Inhaftierten Pippig und Höfel finden, durch diese vor dem Zugriff der SS in der Effektenkammer versteckt. Höfel spielt allerdings eine führende Rolle im illegalen Lagerkomitee, einer geheimen Widerstandsorganisation innerhalb des Lagers. Er steht daher vor der Frage, ob er seine Arbeit, die für 50.000 Häftlinge lebenswichtig ist, wegen eines Kindes gefährden darf. Zu diesem Zweck geht er zu Bochow. Bochow, Leiter der illegalen Organisation, erscheint das Risiko untragbar und verlangt daher, dass der Jude Jankowski, der das Kind in das Lager brachte, und der Junge mit dem nächsten Transport das Lager verlassen müssen. Bevor es jedoch dazu

kommt, wird das Kind vom Hauptscharführer Zweiling entdeckt. Er verspricht zu schweigen, da es für ihn von Vorteil sein könnte, wenn die Amerikaner das Lager erreichen, und er ein gerettetes jüdisches Kind vorweisen kann. Die SS versucht, als sie vom Kind erfahren, dem Kind auf die Spur zu kommen. In der Effektenkammer finden sie das Kind jedoch nicht mehr, weil es inzwischen in die Seuchenbaracke gebracht wurde. In der Folge werden die Hälfte der in der Effektenkammer arbeitenden Häftlinge der Gestapo unterstellt. Darunter sind Pippig und Rose. Rose ist der älteste der Männer. Er möchte auf keinen Fall kurz vor der Befreiung des Konzentrationslagers umkommen und Pippig will keinesfalls das Versteck des Kindes verraten. Pippig durchschaut, warum man ihn und Rose zusammen in eine Zelle gesperrt hat: Man wird ihn beim Verhör brutal zusammenschlagen, damit Rose bei seinem Anblick erschrickt und aus Angst alles verrät. Genauso kommt es. Pippig stirbt an seinen Verletzungen. Der letztendliche Verrat durch Rose bleibt dennoch ohne Folgen, da in derselben Nacht ein sowjetischer Kriegsgefangener das Kind woanders verbirgt, wodurch es gerettet wird.

Während des gesamten Buches wird der Leser in die emotionale Verfassung der Häftlinge miteinbezogen. Vielleicht mit ein Grund für den Erfolg dieses Buches, das in 25 Sprachen übersetzt und in 28 Ländern publiziert wurde. Sieht man schließlich von historischen Details ab, wie z. B. dass das Lager wesentlich von den Amerikanern und nicht, wie im Buch geschildert, von den Insassen befreit wurde, beeindruckt der Roman durch seine unbeschreibliche, anrührende Ausdruckskraft.

von Gavino Podeyn

Bruno Apitz: Nackt unter Wölfen
Aufbau Taschenbuch Verlag, 1998 Berlin,
409 Seitenzahl. ISBN: 3-7466-1420-1
Preis: 9,50 Euro.



Autopoesie



„MAN MUSS ZUMINDEST
VERSUCHEN ZU BESCHREIBEN,
WAS MAN NICHT VERÄNDERN
KANN.“

Rainer Werner Fassbinder

„Self improvement is masturbation.
Self destruction is the answer.“

Chuck Palahniuk

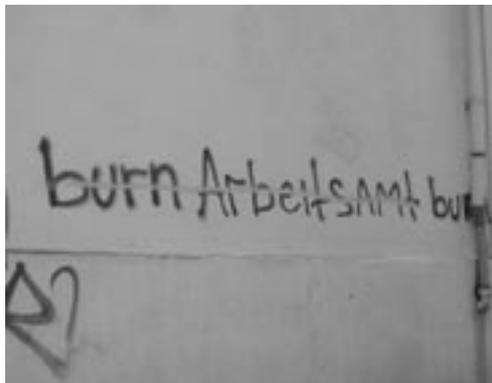
Schon gewusst ?

...dass nicht nur die erste
Spinnmaschine Jenny hieß, sondern
auch die große Liebe von Karl Marx



Bierengel

**Je mehr man liest,
desto mehr lernt-
und weniger weis man.**



WLADIMIR: „Was sollen wir also machen?“
ESTRAGON: „Gar nichts. Das ist klüger.“
WLADIMIR: „Warten wir ab, was er uns sagen
wird.“
ESTRAGON: „Wer?“
WLADIMIR: „Godot.“
ESTRAGON: „Ach ja.“

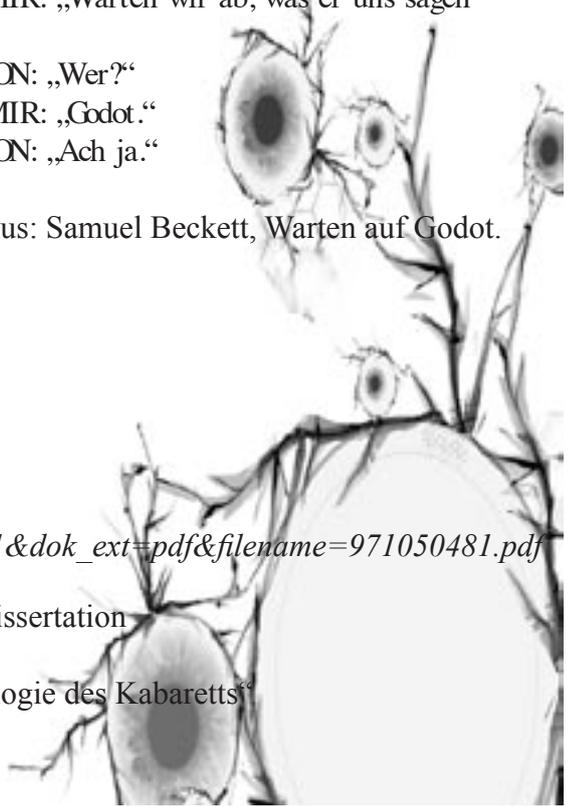
Aus: Samuel Beckett, Warten auf Godot.

Soziologie überall

http://deposit.ddb.de/cgi-bin/dokserv?idn=971050481&dok_var=d1&dok_ext=pdf&filename=971050481.pdf

Wem Soziologie exotisch erscheint, findet auf dieser 367- Seiten- Dissertation
seine Bestätigung.

Titel: „Das Interaktionssystem des Kabarett – Versuch einer Soziologie des Kabarett“





	<p>My name: JOHN MEYER</p> <p>I live in: STANFORD, CALIFORNIA</p> <p>My phonenumber: USA 650 723 1868</p> <p>My E-Mail: MEYER@STANFORD.EDU</p>
When I was a child I always wanted to be like	EIR INTELLECTUAL AGENDAS WERE INTERESTING TO ME.
My favourite book(s):	ACADEMIC BOOKS ASIDE, CATCH-22.
Last movie I have seen:	BROKERACK MOUNTAIN
Things I am really good at:	MAYBE OTHER PEOPLE DECIDE THAT.
Things I dislike:	RIGHT NOW, NATIONALIST HYPERMODERNITY. AN EXCESSIVE BELIEF THAT IMPROVEMENT WILL REALLY WORK.
This behavior by students annoys me most:	I'D BE FRUSTRATED BY STUDENT DISINTEREST. BUT I TEACH AT A UNIVERSITY WITH EXCELLENT AND INVOLVED STUDENTS, SO I DON'T SEE A LOT OF SUCH DISINTEREST.
To me the most interesting thing about sociology is:	THE EMPHASIS ON CHANGING MEANING.
Places you must have been to/seen in Bielefeld:	HISTORICAL MUSEUM. ALTARPIECES. WALD.
The most striking difference between Bielefeld and Stanford:	FOR A SOCIOLOGIST, BIG DIFFERENCES IN THE CENTRALITY OF SOCIOLOGY IN THE UNIVERSITY. AND BIG DIFFERENCES IN CONCEPTIONS OF SOCIOLOGY: AT BIELEFELD, IT IS MORE MACRO, CULTURAL, AND INSTITUTIONAL. AT STANFORD, IT'S MORE ABOUT INDIVIDUALS, INCLUDING THEIR SOCIAL PSYCHOLOGICAL PROPERTIES. . . . AT THE UNIVERSITY LEVEL, OF COURSE, THERE ARE BIG DIFFERENCES IN FUNDING (TYPES AND AMOUNTS).
The most vivid memory from my own time as a student (from my own college time):	MY (FALSE) SUSPICION THAT EVERYWHERE ELSE MIGHT BE SIMILAR TO THE RURAL SECTARIAN AMERICAN MIDWEST.
There should be more of:	ANALYSIS OF WIDESPREAD COMMITMENTS TO PROGRESS, INSTEAD OF OR IN ADDITION TO SIMPLE COMMITMENTS TO PROGRESS. AND FOR SOCIOLOGISTS, ANALYSES OF COMMITMENTS TO EQUALITY, INSTEAD OF OR IN ADDITION TO SIMPLE

COMMITMENTS TO EQUALITY.

I like researching because: DONE WELL, IT CAN LEAD TO GENERAL INTELLECTUAL ADVANCES. THEORETICAL DISCOURSE, SEPARATED FROM EVIDENCE, GETS IDEOLOGICAL (WHICH CAN BE BAD) AND INERTIAL (WHICH IS USUALLY BAD). MANY OF THE MOST IMPORTANT ADVANCES IN THE FIELD (AND CERTAINLY IN MY OWN WORK) ARE TRIGGERED BY NEW DATA AND TYPES OF DATA. THE WHOLE MODERN MOVEMENT SEEING ORGANIZATIONS AS BROAD CREATURES OF THEIR ENVIRONMENTS, FOR INSTANCE, WAS SET IN MOTION BY RESEARCH DESIGNS AND FINDINGS BUILT ON SUBSTANTIAL NUMBERS OF ORGANIZATIONS IN MULTIPLE CONTEXTS (OFTEN OVER TIME). PREVIOUSLY INVISIBLE ISSUES BECAME VISIBLE.

I like teaching because: INTELLECTUAL ADVANCE GOES ON THROUGH THE DEVELOPMENT OF THE IDEAS AND RESEARCH OF STUDENTS. AND IN WORKING WITH STUDENTS, ONE'S OWN THINKING DEVELOPS.

My recommendation to students of sociology: ADVICE MIGHT BE DIFFERENT IN DIFFERENT COUNTRIES. IN AMERICAN SOCIOLOGY, (A) IT'S IMPORTANT TO GET A LOT OF REAL RESEARCH TRAINING, INCLUDING QUANTITATIVE RESEARCH TRAINING. THIS INCREASES ONE'S CHANCES TO MOVE FORWARD, BOTH IN CAREER TERMS AND INTELLECTUALLY. AND (B) IT'S VERY IMPORTANT TO TRACK WHAT'S GOING ON IN THE FIELD, NOT JUST ONE'S OWN INTERESTS OR PRIVATE INTELLECTUAL COMMITMENTS OR AGENDAS. IN GERMANY, MY ADVICE MIGHT EMPHASIZE BOTH OF THESE POINTS LESS.

The most important sociologist: I THINK THIS IS INCREASINGLY DIFFICULT TO DISCUSS, SINCE LINES OF THOUGHT AND RESEARCH ARE INSTITUTIONALIZED MORE AND MORE, AND DECREASINGLY THE PROPERTIES OF PARTICULAR ELITE PERSONS. THIS IS TRUE IN EVERY FIELD. IT IS ALSO TRUE THAT FIELDS ARE INCREASINGLY DIFFERENTIATED, SO THAT CENTRAL PERSONS IN A SUB-FIELD ARE LITTLE KNOWN IN OTHER SUBFIELDS. FOR INSTANCE, PARSONS IS A MOST IMPORTANT FIGURE IN THE HISTORY OF AMERICAN SOCIOLOGY, BUT MOST GRADUATE STUDENTS WOULD NOW KNOW NOTHING ABOUT HIM. . . . I GUESS IT IS A LITTLE DIFFERENT IN GERMANY, WITH A SOMEWHAT DIFFERENT CONCEPTION OF SOCIOLOGICAL KNOWLEDGE.

Sociology is: SOCIOLOGY IS: REFLEXIVELY RELATED TO MODERN SOCIETY, BUT IT IS NOT A GOOD IDEA TO LET THIS GO TOO FAR TO YOUR HEAD.

Impressum

sozusagen

Bielefelder Studierendenmagazin
der Fakultät für Soziologie
Ausgabe 2, WiSe 06/07

Redaktion:

(Hanna Irabi),
(Matthias Leanza),
Katharina Lohmann,
Thorben Mämecke,
Christopher Müllenhof,
Ulf Ortmann,
Gavino Podeyn,
(Utz Riehl),
Sadaf Ziarmal

Mitarbeit:

Christine Göhde, Hanna Irabi

Layout: (Utz Riehl), Gavino Podeyn
Cover: Thorben Mämecke

Dank:

Nico Ackermeier
FS Soziologie
Thomas

Druck:

Druckerei & Verlag
Kurt Eilbracht GmbH&Co. KG
Gohfelder Straße 45
32584 Löhne

Auflage: 1000 Stück

Zuschriften:

**c/o Fachschaft Soziologie,
Universität Bielefeld,
Postfach 100131,
33501 Bielefeld
sozusagen@gmx.de**

Kontoverbindung:

Sparkasse Bielefeld

Kontoinhaber:

Katharina Maria Lohmann

Kontonummer: 25658949

Bankleitzahl: 48050161

*Bei Nichterscheinen durch höhere
Gewalt oder Streik kein
Entschädigungsanspruch.*